



**Resilienz von Zwillingen im Kontext des Schutzfaktors
Bindung im Vergleich zu heterogenen Geschwisterbe-
ziehungen**

Bachelor-Thesis
im Studiengang Early Education

von

Volkmann, Annelie

Datum der Abgabe:	15.07.2016
Erstgutachterin:	Nadine Simonn
Zweitgutachterin:	Dr. Claudia Nürnberg
URN:	urn:nbn:de:gbv:519-thesis2016- 0058-9

Inhaltsverzeichnis

EINLEITUNG	1
1 RESILIENZ	4
1.1 Definition Resilienz	4
1.2 Resilienz im Alltag	5
1.3 Risikofaktoren	6
1.4 Schutzfaktoren	12
2 BEZIEHUNGEN UND BINDUNGEN	20
2.1 Definition Beziehung/ Bindung.....	20
2.2 Bindungstheorie	20
2.3 Bindung zu Geschwistern.....	21
2.3 Bindung zu Gleichaltrigen/ Peer-Groups	26
3 ZWILLINGE	31
3.1 Entstehung von Zwillingen	31
3.1.1 Eineiige Zwillinge	31
3.1.2 Zweieiige Zwillinge	32
3.1.3 Mütter von Zwillingen	32
3.1.4 Häufigkeit von Zwillingen.....	34
3.2 Zwillinge im Mutterleib, Säuglings-und Kleinkindalter	35
3.3 Zwischen Individualität und Dualität.....	38
3.4 Besonderheiten in der Zwillingsbeziehung	42
4 ERGEBNISSE	47
5 FAZIT	48
LITERATUR- UND QUELLENVERZEICHNIS	50
EIDESTATTLICHE ERKLÄRUNG	53

Einleitung

„Jedes 27. neugeborene Kind in Deutschland [ist] ein Mehrlingskind. Unter den gut 700.000 Neugeborenen waren knapp 27.000 Mehrlingskinder (davon 25.954 Zwillinge,...). Damit war der Anteil der Mehrlingskinder an allen Neugeborenen so hoch wie nie zuvor.“ (Statistisches Bundesamt, 2016). Dies ist die „Zahl der Woche“ vom 12.01.2016, welche vom Statistischen Bundesamt erhoben wurde. Doch was ist anders, wenn ein Kind mit gleichaltrigen Geschwistern aufwächst? Hat man mit dem Zwilling auch seinen Seelenverwandten gefunden? Oder ist die Bindung genauso eng wie zu jüngeren oder älteren Geschwistern? Zum Thema ‚Zwillinge‘ werfen sich viele Fragen auf. Eine sich mir stellende Frage möchte ich in meiner Forschungsarbeit erläutern.

Der Titel meiner Arbeit ist: ‚Resilienz von Zwillingen im Kontext des Schutzfaktors Bindung im Vergleich zu heterogenen Geschwisterbeziehungen‘.

Dieser Arbeitstitel entstand aus folgender Forschungsfrage: ‚Sind Zwillinge aufgrund ihrer zusätzlich besonderen Bindung zueinander, resilenter als Kinder mit nicht gleichaltrigen Geschwistern?‘ Die Frage ergibt sich vor allem aus meiner Motivation und der Komplexität des Themas. In dieser Frage kann ich auf wesentliche Grundlagen der Kindheitspädagogik eingehen, wie z.B. die Bindungstheorie und die Resilienzforschung, welche eng miteinander verknüpft sind. Ebenso habe ich die Möglichkeit, mich mit einem sehr spannenden, aber mir noch unerforschtem Feld zu beschäftigen - der Zwillingsforschung.

Meine Motivation ist auf meine eigene Biografie zurückzuführen. Ich bin selbst Zwilling und finde die Zwillingsforschung sehr spannend. Aus diesem Grund habe ich bereits zu Beginn des Studiums beschlossen, meine erste Forschungsarbeit über dieses Thema zu schreiben. Die Resilienz- sowie Bindungsforschung entsprechen ebenso meinem Interesse und sind meiner Meinung nach sehr wichtige Aspekte im Leben eines Menschen. Die Kombination beider Themen erscheint mir sehr sinnvoll, da sie einander beeinflussen. In meiner Arbeit werde ich u.a. auf die Bindungen zwischen Zwillingen und anderen Geschwisterkindern Bezug nehmen. Früher fragte man mich häufig, ob ich zu mei-

ner Zwillingschwester eine besondere Bindung habe. Deshalb interessiert mich dieses Thema schon lange. Da ich keine anderen Geschwister habe, blieb diese Frage meinerseits unbeantwortet. Mit der gewählten Forschungsfrage ist es mir möglich, mich mit Fragen meiner eigenen Biografie auseinander zu setzen. Dadurch kann ich mich also auch selbst reflektieren, was in meiner späteren pädagogischen Arbeit von Bewandtnis ist.

Das Ziel der Arbeit ist, verschiedene Hypothesen in Kombination zu untersuchen. Am Ende soll in Erfahrung gebracht werden, ob Zwillinge eine besondere Bindung zueinander haben. Des Weiteren sollte geklärt werden, ob diese so stark ist, dass sie andere Risikofaktoren evtl. ausgleichen kann und die Zwillingspaare in Folge dessen psychisch und physisch widerstandsfähiger sind, als Kinder mit heterogenen Geschwisterbeziehungen. Aus diesem Grund lautet meine Hypothese:

,Zwillingspaare haben im Vergleich zu Kindern mit heterogenen¹ Geschwisterkonstellationen eine besondere, engere Bindung zueinander. Enge Beziehungen und Bindungen beeinflussen das Resilienzverhalten eines Menschen positiv. Zwillinge sind aufgrund ihrer zusätzlichen starken Bindung zueinander resilenter, als Kinder mit nicht gleichaltrigen Geschwistern.'

Die These, dass eine enge Bindung als Schutzfaktor fungieren kann, werde ich u.a. mit Aussagen von anerkannten Resilienzforschern und Psychologen wie z.B. Wustmann und Petermann belegen.

Meine Arbeit gliedert sich in drei Teile. In dem ersten Teil werde ich das Thema Resilienz behandeln. In diesem Abschnitt wird neben der Definition auf Resilienz im Alltag eingegangen, ebenso wie auf Risikofaktoren und Schutzfaktoren. Auf letzteres werde ich besonders Bezug nehmen, da meine Arbeit sich auf den Schutzfaktor Bindung stützt. Danach folgt Abschnitt zwei: ,Beziehungen und Bindungen'. Da dieser Punkt so wichtig für die Beantwortung der Forschungsfrage ist, wird er an dieser Stelle nochmals ausführlicher aufgegriffen. Ich werde Bezug auf Geschwisterbeziehungen nehmen, da Zwillinge eine besondere

¹ Die Heterogenität kann sich auf Geschlecht, Alter und Anzahl der Geschwister beziehen.

Form dieser sind. Ebenso muss erst eine Geschwisterbeziehung mit heterogenen Alterskonstellationen untersucht werden, um Vergleiche zu der Beziehung von Zwillingen zu ziehen. Da Zwillinge aber auch ein nahezu identisches Alter aufweisen, gehe ich zusätzlich auf die Bindung zu Gleichaltrigen ein. Nachdem dies thematisiert wurde, behandelt der dritte Punkt nochmals Zwillinge im Allgemeinen. Neben der Definition beschäftige ich mich u.a. mit der Entstehung, Häufigkeiten, die frühe Entwicklung und Besonderheiten in der Zwillingsbeziehung. Die Punkte klar zu trennen, ist in der Arbeit nicht möglich. Aus diesem Grund werden sie Bezug aufeinander nehmen und einzelne Aspekte sich evtl. wiederholen, da sich die Forschungsfrage nur im Kontext mehrerer Themen annähernd beantworten lassen kann.

1 Resilienz

Der folgende Abschnitt beinhaltet neben der Definition, wann man Stresssituationen im Alltag erlebt und welche Schutz- und Risikofaktoren es in diesen Situationen gibt.

1.1 Definition Resilienz

Das Wort ‚Resilienz‘ leitet sich aus dem englischen Wort ‚resilience‘ ab und bedeutet so viel wie Spannkraft, Elastizität oder Widerstandsfähigkeit. Sie beschreibt, wie erfolgreich Menschen mit belastenden Lebensumständen sowie mit den Folgen von Stress umgehen. Synonyme für „Resilienz“ sind auch „psychische Elastizität“, „Stressresistenz“ oder „psychische Robustheit“ (Wustmann, 2011, S. 18). Eine mögliche Definition formuliert Wustmann (2011) indem sie schreibt: „Resilienz meint eine psychische Widerstandsfähigkeit von Kindern gegenüber biologischen, psychologischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken“ (S. 18).

Kinder sind resilient, wenn sie sich beeindruckend positiv entwickeln, obwohl sie in ihrem Leben starke Beeinträchtigungen erfahren haben. Im Vergleich dazu stehen Kinder, die unter einer gleich starken Risikobelastung Beeinträchtigungen in Hinsicht auf die Psyche haben. Wenn ein Kind resilient ist, ist es in der Lage, Entwicklungsrisiken in vielen Situationen zu mindern oder auszugleichen, anstatt an negativen Einflüssen zu scheitern. Ebenso ist ein Kind mit hoher psychischer Widerstandsfähigkeit fähig, sich gleichzeitig gesundheitsförderliche Kompetenzen anzueignen. Aus diesem Grund wird Resilienz auch als ein Prozess definiert. Dies bedeutet auch, dass sie nicht angeboren und unveränderbar ist, wie z.B. genetisches Material. Nach Wustmann (2011) ergeben sich demnach zwei unterschiedliche Phänomene in Bezug auf Resilienz: zum einen ist dies der Erhalt der kindlichen Funktionsfähigkeit, zum anderen eine Wiederherstellung der normalen Funktionsfähigkeit des Kindes nach traumatischen Erlebnissen (S. 19).

Die Psychologen Bender und Lösel (1994, zitiert nach Wustmann, 2011, S. 20) vergleichen die Erscheinungsformen in der Resilienz mit körperlichen Schutzmechanismen eines Lebewesens: der Protektion (z.B. bei der Im-

munabwehr), der Reparatur (z.B. bei der Wundheilung) und der Regeneration, welche man z.B. im Schlaf erreicht. Das Gegenteil der positiven Eigenschaft Resilienz ist die Vulnerabilität. Laut Fingerle (2000, zitiert nach Wustmann, 2011, S. 22) beschreibt diese die Verwundbarkeit, Empfindlichkeit oder Verletzbarkeit eines Menschen, wenn er ungünstigen äußeren Einflüssen ausgesetzt ist. Die Vulnerabilität kennzeichnet eine erhöhte Bereitschaft, psychische Krankheiten zu erleiden.

1.2 Resilienz im Alltag

In der heutigen Leistungsgesellschaft hören schon Kinder von den Erwachsenen regelmäßig Sätze wie: ‚Ich bin so gestresst.‘. Dadurch empfinden sie früh, dass Menschen die viel zu tun haben, gesellschaftlich wichtig und anerkannt sind. Faulheit und Langeweile sind nur noch wenig angesehen, obwohl erst daraus neue Kreativität und Kräfte erwachsen. Nur wer gleichzeitig Partnerschaft, den Beruf und interessante Hobbys betreibt, erlangt hohes Ansehen. Zwar fördert geringer Stress die Leistungsfähigkeit, jedoch gibt es heutzutage nur in wenigen Bereichen keine zu hohen Ansprüche. Dies begünstigt ein durchweg negatives Gefühl. Erfolg kann jedoch nur erreicht werden, wenn die Ansprüche erfüllbar und nicht überhöht sind (Berndt, 2013, S. 13 ff.).

Den oben erwähnten Satz: ‚Ich bin so gestresst.‘ gab es vor 75 Jahren noch nicht. Erst 1936 entwickelte der österreichische Arzt Hans Selye das Wort „Stress“ (Selye, 1936, S. 32). Obwohl man diesen Begriff davor noch nicht gebrauchte, gab es natürlich schon immer Stresssituationen - Situationen, die nicht leichter ertragbar waren als heutzutage. Dazu gehören z.B. die Nahrungssuche in der Steinzeit oder die Flucht vor einem Säbelzahntiger. Stress dient nämlich dazu, in schwierigen Situationen schnell zu handeln. In diesen Momenten steigen Puls, Blutdruck und Atem. Dafür sorgt das Hormon Adrenalin, welches Muskeln und Gehirn mit Energie versorgt und uns zu Höchstleistungen motiviert. Diese körperlichen Veränderungen sollten jedoch enden, wenn die Gefahrensituation bewältigt ist (Berndt, 2013, S. 15). Heutzutage gehört Stress jedoch zum Alltag, ebenso wie immer zu

wiederholen, wie wichtig man sei, dadurch dass man so viel zu tun habe, meint Psychologin Monika Bullinger (2010).

Wie viel Stress ein Mensch jedoch empfindet, hängt von seiner psychischen Widerstandskraft ab, der Resilienz. Es gibt viele Situationen im Alltag, die Stress verursachen und die psychische Widerstandsfähigkeit eines Menschen abverlangen. Dazu gehört es z.B. seinen Arbeitsplatz zu verlieren. Dies kann das Gefühl verursachen, nicht mehr gebraucht zu werden. Ebenso wird sogar das Leben in der Großstadt als Gefahr für die seelische Gesundheit gesehen. Ein Grund dafür ist die Reizüberflutung die dort im Gegensatz zu ländlichen Regionen herrscht, z.B. weil man täglich tausende Menschen trifft. Das Gehirn ist bestrebt, sich die Gesichter dieser Menschen möglichst einzuprägen, paradoxerweise jedoch im selben Augenblick auch zu meiden. Aus diesem Grund müssen Hirnregionen, welche zuständig für die Stressverarbeitung sind, ständig Höchstleistungen erbringen. Florian Lederbogen und Andreas Meyer-Lindenberg (2011, zitiert nach Berndt, 2013, S. 15 ff.) haben herausgefunden, dass somit das Depressionsrisiko bei Stadtmenschen 39 % höher liegt, als bei ländlich lebenden Personen.

Aber auch für Kinder gibt es viele Situationen, die sie unter enorme Stressbelastungen setzen. Dazu gehören z.B. die Trennung der Eltern, das Verlieren wichtiger Bezugspersonen durch beispielweise den Tod der Großeltern oder Beschimpfungen anderer Kinder. Auch andere Situationen können Kinder stark belasten, wie z.B. die Arbeitslosigkeit der Eltern, Armut oder häufige Umzüge. Die eben genannten Beispiele sind bereits sogenannte Risikofaktoren im Leben eines Menschen. Des Weiteren werde ich also Bezug auf diese nehmen.

1.3 Risikofaktoren

„Risikofaktoren werden als krankheitsbegünstigende, risikoerhöhende und entwicklungshemmende Merkmale definiert, von denen potentiell eine Gefährdung der gesunden Entwicklung des Kindes ausgeht.“ (Holtmann & Schmidt, 2004, S. 196). Damit sind Bedingungen gemeint, die mit erhöhter Wahrscheinlichkeit mit negativen Konsequenzen behaftet sind oder die die

Aussicht auf sozial erwünschte oder positive Reaktionen senken. Wolke (2001, zitiert nach Wustmann, 2011, S. 36) schreibt, dass die Wahrscheinlichkeit einer Entwicklungsstörung beim Vorliegen eines solchen Faktors erhöht, aber nicht zwingend festgelegt ist. Demnach resultieren nicht aus allen Risikofaktoren automatisch negative Entwicklungsbilanzen, vielmehr ist die Häufung der Belastungen entscheidend. Dies bedeutet auch, dass das Risikofaktorenkonzept ein Wahrscheinlichkeitskonzept ist. Die dazugehörige Risikoforschung ermittelt Lebensbedingungen, welche zur Beeinträchtigung der Entwicklung eines Kindes führen können. Des Weiteren wird versucht, Kindergruppen herauszukristallisieren, die als entwicklungsgefährdet² gelten (Wustmann, 2011, S. 36).

Heute gibt es zwei verschiedene Gruppen der Entwicklungsgefährdung. Eine der beiden beschäftigt sich mit den Bedingungen, welche sich auf die biologischen und psychologischen Merkmale des Kindes konzentrieren. Diese werden auch Vulnerabilitätsfaktoren genannt. Die zweite Gruppe beschäftigt sich hingegen mit den Risikofaktoren bzw. Stressoren. Hierunter sind diejenigen Bedingungen zu verstehen, die sich auf die psychosozialen Merkmale der kindlichen Umwelt beziehen. Vulnerabilitätsfaktoren sind Defizite, Schwächen oder Defekte eines Kindes. Diese lassen sich ebenfalls in zwei Kategorien einteilen. Es gibt primäre und sekundäre Vulnerabilitätsfaktoren. Die primären sind diejenigen, die das Kind von Geburt an besitzt, wie z.B. Frühgeborenen, genetische Anlagen oder Komplikationen bei der Geburt. Sekundäre Vulnerabilitätsfaktoren kennzeichnen hingegen die Einflussgrößen, die entstehen, wenn sich ein Kind mit seiner Umwelt auseinandersetzt (z.B. ein negatives Bindungsverhalten). Dahingegen haben Risikofaktoren ihren Ursprung in der Familie des Kindes oder in seinem sozialen Umfeld (Wustmann, 2011, S. 37).

Es gibt Risikobedingungen, sogenannte diskrete Faktoren, die sich nur zu bestimmten Zeitpunkten auswirken, wie z.B. kritische Lebensereignisse. Kontinuierliche Faktoren beeinflussen dagegen den kompletten Entwicklungsverlauf, wie z.B. der sozioökonomische Status einer Familie. Des Wei-

² Entwicklungsgefährdete Kinder werden auch als ‚Risikokinder‘ bezeichnet (Laucht et al., 2000).

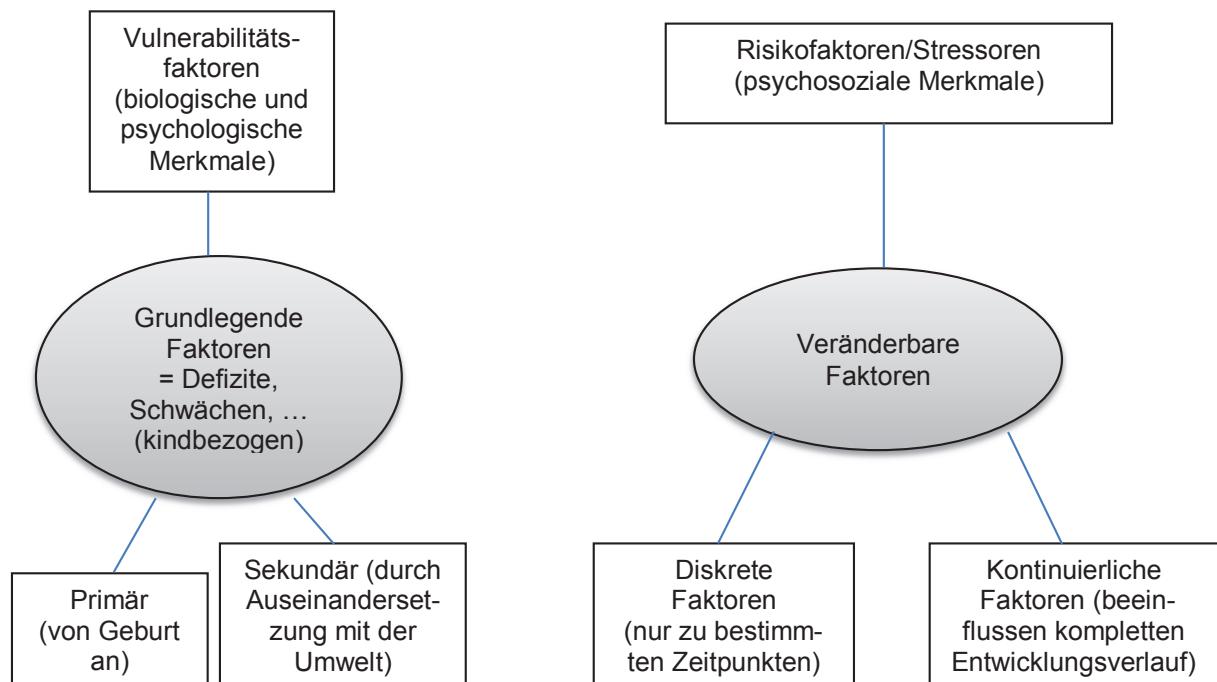
teren gibt es Promaximale Faktoren- Faktoren, welche sich direkt auf das Kind auswirken, z.B. bei Streit der Eltern, und distale Faktoren. Diese wirken indirekt aufs Kind ein, wie z.B. Trennung der Eltern oder anhaltende Armut (edg).

Laut Remschmidt (1988) verlieren heutzutage biologische Risiken wie z.B. niedriges Geburtsgewicht an Bedeutung, je älter das Kind wird. Im selben Moment gewinnen psychosoziale Risiken an Bedeutung (S. 375 ff.). Da sich ein Kind während der Schwangerschaft und der ersten Lebensmonate schnell entwickelt und nur über sehr wenig Schutz- und Bewältigungsmöglichkeiten verfügt, sind Belastungen während dieser Zeit überwiegend problematisch. In den ersten Jahren der Kindheit herrschen bei den psychosozialen Faktoren vor allem familiäre Risiken vor, wie z.B. Gewalt im Elternhaus. Mit zunehmendem Alter gewinnen der schulische Bereich und Peer-groups³ an Bedeutung und lösen die hauptsächlich familiären Risiken ab. Risiken in diesem Alter können z.B. Mobbing sein oder der Anschluss an Peergruppen, die den anerkannten gesellschaftlichen Normen widersprechen (Wustmann, 2011, S. 37).

Um dieses komplexen Zusammenhänge noch einmal visuell darzustellen, habe ich aus dem Fließtext eine Abbildung entworfen:

³ Eine Peergroup ist eine „soziale Gruppe von gleichaltrigen Jugendlichen“ (Kirchgeorg)

Entwicklungsgefährdung



- Distale Faktoren: wirken sich indirekt aufs Kind aus (z.B. Trennung der Eltern)
- Promaximale Faktoren: wirken sich direkt aufs Kind aus (z.B. ungünstige Erziehungspraktiken)

Eine ähnliche Abbildung haben auch Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse (2014, S. 23) entworfen.

Laut der Mannheimer Risikostudie wirken sich die Vulnerabilitätsfaktoren vergleichsweise weniger gravierend auf die Entwicklung aus. Häufiger tragen die Risikofaktoren und Stressoren zu ungünstigen Entwicklungsverläufen bei. Sie wirken sich besonders auf die kognitive und sozio-emotionale Entwicklung des Kindes aus. Je älter das Kind ist, desto weniger wird es von den biologischen Risiken beeinflusst (Scheithauer & Petermann, 1999).

Um den Unterschied zwischen Vulnerabilitätsfaktoren und Risikofaktoren noch einmal zu verdeutlichen, möchte ich eine exemplarische Auswahl an Beispielen vornehmen.

Vulnerabilitätsfaktoren:

- genetische Ursachen (z.B. Chromosomenabweichung)
- unsicheres Bindungsverhalten
- chronische Krankheiten (z.B. Hirnschädigungen, Neurodermitis, Asthma,...)
- geringe Selbstregulationsfähigkeiten von An- und Entspannung

...

Risikofaktoren: - Trennung und Scheidung der Eltern

- Obdachlosigkeit
- Arbeitslosigkeit oder Kriminalität der Eltern
- anhaltende Armut
- mehr als vier Geschwister
- sehr junge Eltern
- Migrationshintergrund

...

Eine extreme Form von Risikofaktoren bilden traumatische Erlebnisse. Dazu gehören z.B. schwere Unfälle, Tod oder lebensbedrohliche Erkrankungen mindestens eines Elternteils oder Gewalttaten, wie z.B. sexueller Missbrauch, Vernachlässigung oder seelische Gewalt (Wustmann, 2011, S. 38 ff.).

Die Entwicklungsphase des Kindes kann einen großen Einfluss darauf haben, ob risikoerhöhende Faktoren eine entwicklungsgefährdende Folge haben. In der kindlichen Entwicklung gibt es Phasen, in denen ein Kind weniger widerstandsfähig auf Risikoeinflüsse reagiert. Diese sind Phasen erhöhter Vulnerabilität. Beispiele sind z.B. Transitionen⁴ oder die Pubertät (Scheithauer & Petermann, 1999). Dies hat zur Folge, dass Risikofaktoren, die in besagten Zeiten auftreten, wahrscheinlicher eine unangepasstere Entwicklung fördern, als sie es zu anderen Zeitpunkten tun.

Risikobedingungen treten in vielen Fällen nicht isoliert, sondern gehäuft auf. Sie sind auch als Merkmale für eine Kollision von Risiken zu verstehen und

⁴ Transitionen sind Übergänge, die für Betroffene tiefgreifende Veränderungen verursachen (Vollmer, 2012, S.13 ff.), wie z.B. von der Kita in die Schule

nicht nur alleinstehend zu betrachten. Zum Beispiel sind Eltern die chronisch arm sind, mit höherer Wahrscheinlichkeit arbeitslos, alleinerziehend, psychisch krank oder alkoholabhängig. Da sie häufig in beengten Wohnungen leben müssen, sich ungesunder ernähren und evtl. weniger pflegen, leiden sie unter einem erhöhten Risiko für einen schlechteren Gesundheitszustand. Das Risiko für die Entwicklung einer psychischen Störung oder einer fehlangepassten Entwicklung ist umso höher, je mehr Risikofaktoren zusammen treffen (Scheithauer & Petermann, 1999).

Daraus ergibt sich, dass einzelne Risikofaktoren zwar Anlass für eine pathogene Entwicklung geben können, es aber nicht zwingend müssen (wie bereits erwähnt). Neben der Anzahl der Risikofaktoren sind weitere Faktoren für die Wirkung von Risikofaktoren entscheidend, wie:

Dauer und Kontinuität der Beeinträchtigung

Ist ein Kind längere Zeit vor anhaltende Problemsituationen gestellt, kann es auf längere Zeit zu einer Veränderung des Kindes bezüglich seiner Kompetenzen kommen.

Reihenfolge der Geschehnisse

Die Wahrscheinlichkeit für das Eintreten weiterer Risikofaktoren die zu einer Entwicklungsbeeinträchtigung des Kindes führen ist umso größer, je früher die Risikobelastung auftritt.

Entwicklungsgrad und Alter des Kindes

Belastungen während der Geburt und der Zeit als Säugling gelten als besonders problematisch, da einem Kind in diesem Alter die Bewältigung mehrerer Entwicklungsschritte gleichzeitig bevorsteht. Zu späteren Zeitpunkten gelten andere Risikofaktoren als belastender. So wirken in der Kindheit eher familiäre Risiken als gefährdend.

Geschlechtsspezifische Betrachtungsweise

Laut „epidemiologische[r] Forschung“ (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2014, S. 25) sind Jungen im Kindesalter anfälliger für Risikobelastungen

als Mädchen. Dies ändert sich in der Pubertät, in der Mädchen anfälliger reagieren. Dies hängt u.a. mit der sensiblen Reaktion der Mädchen gegenüber ihrer körperlichen und hormonellen Veränderungen zusammen. (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2014, S. 26).

Abschließend ist zu betonen, dass jedes Kind individuell ist und verschiedene Situationen ein Kind unterschiedlich stark belasten können. Ein Risikofaktor kann auf ein Kind unterschiedliche Auswirkungen haben, dies wird in der Resilienzforschung auch „Multifinalität der Risikofaktoren“ (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2014, S. 26) genannt.

1.4 Schutzfaktoren

Neben den ungünstigen äußeren Einflüssen die auf einen Menschen einwirken können, gibt es natürlich auch entwicklungsbegünstigende Umweltfaktoren. Diese nennt man auch Schutzfaktoren.

Sie werden auch als protektive, entwicklungsfördernde oder risikomildernde Faktoren bezeichnet. Dabei wird zwischen Schutzfaktoren und förderlichen Bedingungen unterschieden (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2014, S. 27).

Schutzfaktoren sind protektive oder risikomindernde Bedingungen. Nach Rutter (1990, zitiert nach Wustmann, 2011, S. 44) handelt es sich bei ihnen um psychologische Eigenschaften bzw. Merkmale der sozialen Umwelt, „...welche die Auftretenswahrscheinlichkeiten psychischer Störungen senken bzw. die Auftretenswahrscheinlichkeit eines positiven bzw. gesunden Ereignisses (z.B. soziale Kompetenzen) erhöhen.“ (Wustmann, 2011, S. 44).

Es besteht eine förderliche Bedingung, wenn ein Faktor seine schützende Wirkung entfaltet, auch wenn kein erhöhtes Risiko anwesend ist. Ein Schutzfaktor ist laut strenger Definition nur dann vorhanden, wenn mit Hilfe dessen eine risikobehaftete Situation abgewendet oder abgepuffert werden kann. In diesem Fall spricht man von einem ‚Puffereffekt‘. Dies bedeutet auch, dass ein Schutzfaktor nur wirksam werden kann, wenn eine gefähr-

dende Situation vorliegt (Fröhlich-Gildhoff & Rönnau-Böse, 2014, S. 27; Wustmann, 2011, S. 45).

Werden die Schutzfaktoren lediglich als das Gegenteil der Risikofaktoren verstanden, und somit als das Fehlen von Risiken, kann es zu begrifflichen Verwirrungen kommen. Aus diesem Grund sollte man laut Rutter (1985, zitiert nach Wustmann, 2011, S. 45) risikoerhöhende sowie risikomildernde Faktoren in Methodik und Qualität trennen. Ebenso sei es hilfreich, Vorstellungen zu formulieren, inwiefern sich Schutz- und Risikofaktoren sowie Vulnerabilitäts- und Resilienzfaktoren wechselseitig beeinflussen (Wustmann, 2011, S. 45).

Im Vorfeld sollte geklärt werden, ob ein bestimmtes Merkmal die Ursache einer Entwicklung darstellt oder die Konsequenz, d.h. liegt eine Kompetenz vor, die protektiv wirkt und somit vor Beeinträchtigung schützt, oder ist es vielmehr die Kompetenz, welche in Folge einer positiven Entwicklung entsteht? (edg.) Ein mehrfach genannter Schutzfaktor ist z.B. ein „hohes Selbstwertgefühl“. Dieses kann einerseits als die Folge einer positiven Entwicklung trotz risikobelastenden Umständen definiert werden, oder andererseits als ein schützendes Merkmal, welches eine gesunde Entwicklung begünstigt (Scheithauer et al. 2000, S. 15 ff.).

Schutzfaktoren spielen eine besondere Rolle bei Risiko- und Stresssituationen. Sie tragen dazu bei, dass das Individuum sich der Umwelt anpasst und somit die Wahrscheinlichkeit einer manifestierten Störung mindert. Durch risikomildernde Bedingungen wird also das Risiko erhöht, dass ein Kind gegenüber Belastungen besser gerüstet ist und mit Problemsituationen gelungener umgehen kann (Wustmann, 2011, S. 45 ff.).

Es gibt zwei verschiedene Arten protektiver Bedingungen, die personalen Ressourcen, welche die Eigenschaften eines Kindes beschreiben sowie die sozialen Ressourcen, welche sich in der kindlichen Betreuungsumwelt befinden. Demnach lassen sich protektive Faktoren in drei bedeutende Einflussebenen einteilen:

Das Kind, die Familie und das außерfamiliäre soziale Umfeld.

Die Betrachtung der drei Bereiche kann nicht isoliert voneinander erfolgen, da sie sich gegenseitig beeinflussen und miteinander verflochten sind. Das Kind entwickelt Eigenschaften und Merkmale z.B. erst in der permanenten Interaktion mit seiner Umwelt, von denen man vermuten würde, es habe diese in seiner Person verankert (Wustmann, 2011, S. 46).

Es gibt eine Klassifizierung bezüglich protektiver Faktoren, in der in drei bis vier unterschiedliche Faktoren unterteilt wird. Dazu gehören:

Kindbezogene Faktoren: Es handelt sich um Eigenschaften, über die z.B. ein Kind seit seiner Geburt verfügt (z.B. positives Temperament).

Resilienzfaktoren: Beschreiben Eigenschaften, die ein Kind erst bei der Auseinandersetzung mit seiner Umwelt und der Bewältigung altersangemessener Entwicklungsaufgaben erwirbt. Diese Einflussgrößen nehmen eine besondere Rolle ein, wenn es um die Auseinandersetzung mit schwierigen Lebensereignissen geht (z.B. Überzeugung, Selbstwirksam zu sein, positives Selbstwertgefühl).

Umgebungsbezogene Faktoren: Sind Charakteristika in der Familie und im weiter gefassten sozialen Umfeld des Kindes (z.B. stabile emotionale Beziehung zur Bezugsperson).

(edg.)

Eine Übersicht an Beispielen für risikomildernde Faktoren bietet folgende Abbildung:

Kindbezogene sowie Resilienzfaktoren	Schutzfaktoren bzw. umgebungsbezogene Faktoren
Kindbezogene Faktoren: <ul style="list-style-type: none">- Weibliches Geschlecht- Erstgeborenes Kind- positives Temperament (flexibel, offen, aktiv)- Niedrige Emotionalität, hohe Impulskontrolle- Überdurchschnittliche	Schutzfaktoren innerhalb der Familie: <ul style="list-style-type: none">- Stabile emotionale Beziehung zu einer Bezugsperson- Offenes, unterstützendes Erziehungs-klima- Familiärer Zusammenhalt, unterstützen-de Geschwister- Kleine Familiengröße

<p>Intelligenz</p> <ul style="list-style-type: none"> - Spezielle Talente und Interesse an Hobbies 	<ul style="list-style-type: none"> - „Gute“ Ausbildung und Kompetenzen der Mutter - Modelle positiven Bewältigungsverhaltens - Mädchen: Unterstützung der Autonomie mit emotionaler Unterstützung - Jungen: Struktur und Regeln in häuslicher Umgebung - Übernahme von Aufgaben im Haus und Förderung eigenverantwortlichen Handelns
<p><u>Resilienzfaktoren:</u></p> <ul style="list-style-type: none"> - Positives Sozialverhalten - Hohe Sprachfertigkeiten - Positives Selbstwertgefühl und Selbstwirksamkeitsüberzeugungen - Aktives Bewältigungsverhalten - Fähigkeit, sich zu distanzieren - Internale Kontrollattribution - Vorausplanendes Verhalten - Selbsthilfefertigkeiten 	<p><u>Schutzfaktoren innerhalb des sozialen Umfelds:</u></p> <ul style="list-style-type: none"> - Soziale Unterstützung - Positive Freundschaftsbeziehungen - Positive Gleichaltrigenbeziehungen - Positive Schulerfahrungen

Tabelle 1: Risikomildernde Faktoren im Kindes- und Jugendalter. (Aus Scheithauer & Petermann, 2002, S.134)

Förderung kann nach dieser Einteilung vor allem innerhalb der Resilienzfaktoren und der umgebungsbezogenen Schutzfaktoren erfolgen. Da sich meine Arbeit mit einer sozialen Ressource innerhalb der Familie beschäftigt, nämlich der Bindung zu dem Geschwisterkind bzw. dem Zwilling, werde ich mich in nachfolgenden Punkten weniger mit den Resilienzfaktoren (Beispiele siehe Abbildung) beschäftigen.

Trotz schwieriger Lebensbedingungen können mehrfach schützende Bedingungen die Wahrscheinlichkeit eines positiven Anpassungsverhaltens erhöhen. Dies wird erreicht, weil sich die multiplen Ressourcen dann gegenseitig verstärken oder summieren. Ein Beispiel könnte die Verbindung zwischen der Bindungsqualität zu wichtigen Bezugspersonen (z.B. Eltern) und einem positiven Selbstwertgefühl des Kindes darstellen. Ein hohes Selbstwertge-

fühl begünstigt den Aufbau zwischenmenschlicher Beziehungen und die Aktivierung sozialer Unterstützungssysteme durch andere (Wustmann, 2011, S. 47).

Nach Scheithauer und Petermann (1999) könne diese Art der Anhäufung risikomildernder Bedingungen dazu führen, dass es Menschen gäbe, welche Schutzfaktoren und personale Ressourcen in vielfältiger Art aufweisen, andere Menschen im Gegensatz dazu, weniger oder sogar gar keine. Dieser Aspekt ist einer von mehreren Erklärungen der Autoren dafür, dass einige Menschen keine psychischen Beeinträchtigungen trotz widriger Lebensumstände entwickeln.

Wie die Tabelle zeigt, hat auch das Geschlecht Einfluss auf die Wirkung von Schutzfaktoren. Im Kleinkindalter (1.-2. Lj.) gilt ein umgängliches Temperament bei Mädchen als ein Faktor, der eine erfolgreiche Problembewältigung im Erwachsenenalter erwarten lässt. Bei Jungen hingegen gilt die positive Interaktion durch die Mutter, ein höheres Bildungsniveau und die Stabilität innerhalb der Familie als Schutzfaktor. In der Mittleren Kindheit (2.-10. Lj.) gewinnen die (nonverbalen) Problemlösefähigkeiten bei den Mädchen an Bedeutung, ebenso wie das Rollenbild einer Mutter mit Schulabschluss und einer anhaltenden Berufstätigkeit. Für die Jungen sind in diesem Alter eher die Anzahl der Kinder in der Familie und die emotionale Unterstützung durch die Familie als Prädiktoren für eine erfolgreiche Problembewältigung anzusehen. Zusammengefasst sind Schutzfaktoren für Jungen eher die Unterstützung durch andere Menschen (Mutter, Lehrer, Familienangehörige,...), wohingegen bei den Mädchen vorwiegend persönliche Eigenschaften (Problemlösefähigkeiten, Temperament, Selbstachtung,...) im Vordergrund stehen (Petermann et al., 1998, S. 221).

In Praxis und Forschung gilt das Schutzfaktorenkonzept als große Hoffnung. Mit Hilfe dessen können Entwicklungsprognosen von Risikokindern verbessert werden und die Risikogruppen entstigmatisiert werden. Außerdem können Anregungen darüber entstehen, wie Interventionen ablaufen

sollten, damit ein Kind sich zu einer resilienten Persönlichkeit entwickelt (Wustmann, 2001, S. 48).

Da ich auf den Schutzfaktor Bindung innerhalb der Familie und insbesondere einer bestimmten Geschwisterbeziehung, der Zwillingsbeziehung, Bezug nehmen möchte, werde ich folglich Schutzfaktoren innerhalb der Familie erläutern.

Schutzfaktoren innerhalb der Familie

Die Familie ist bei der Entwicklung des Resilienzverhaltens von grundlegender Bedeutung. Laut der Kauai-Studie haben die meisten resilienten Kinder trotz enormer Risikobelastungen (z.B. elterliche Scheidung, Psychopathologie der Eltern,...) eine positiv-emotionale, enge und stabile Beziehung zu mindestens einer Bezugsperson aufbauen können, die sie regelmäßig betreute und anregte. Dabei ging die jeweilige Bezugsperson auf die kindlichen Bedürfnisse und Signale ein. Die meisten Kinder konnten durch diese beständige und sichere Beziehung ein sicheres Bindungsverhalten und Vertrauen aufbauen. Grundlage für die Fähigkeit zur Bewältigung von Belastungen sind sichere Bindungen eines Kindes (Wustmann, 2011, S. 108).

Auch weitere Quellen (z.B. Petermann et al., 1998, S. 220) belegen, dass eine positive Beziehung zu mindestens einem Elternteil vor Risiken schützen kann. Was genau Beziehungen und Bindungen sind und wie sie entstehen, werde ich im folgenden Kapitel erläutern.

Zwischen dem elterlichen Erziehungsstil und der Bindung zu den Eltern besteht ein wichtiger Zusammenhang. Die meisten Studien ergaben, dass sich der autoritative/ demokratische Erziehungsstil als protektiv bewährt hat. Bei diesem begegnen Eltern ihren Kindern mit Wertschätzung, Respekt und Akzeptanz (Wustmann, 2011, S. 108 ff.). Der familiäre Zusammenhalt, die Harmonie und eine emotionale Wärme wirken protektiv auf die Entwicklung des Kindes (Petermann et al., 1998, S. 220).

Als ebenso bedeutsam wie der Erziehungsstil, ist die Kontinuität im Erziehungsverhalten zu benennen. Die autoritative Erziehung unterstützt die Kinder z.B. in ihrer Selbstständigkeit und fördert die partnerschaftliche Kommunikation zwischen Eltern und Kind. Diese setzen ihren Nachkommen zwar Grenzen, sind dennoch fordernd, unterstützend und warm in der Erziehung. Dadurch können Kinder lernen, unterschiedliche Perspektiven und Standpunkte zu betrachten, eigenes Verhalten zu kontrollieren, Grenzen zu akzeptieren, sich mit Erfolg und Misserfolg produktiv auseinander zu setzen, die eigenen Stärken und Schwächen einzuschätzen und Entscheidungen zu treffen. Das Kind erfährt u.a. Zuversicht, Sicherheit und Entspannung durch die Bezugsperson, indem diese dem Kind empathisch gegenüber tritt. Dadurch lernt das Kind z.B. Selbstvertrauen aufzubauen oder Probleme erfolgreicher zu meistern. Diese Punkte stellen wichtige Resilienzfaktoren dar (Wustmann, 2011, S. 109).

Weitere Untersuchungen zur Resilienz ergaben, dass abgesehen von dem positiven Erziehungsklima auch familiäre Sicherheit und Stabilität wichtige Schutzfaktoren darstellen. Erkennbar sind diese z.B. an familiären Ritualen wie gemeinsame Essenseinnahmen und Unternehmungen, Ausflüge und Geburtstagsfeiern. Vor allem in Krisensituationen oder Zeiten des Umbruchs kann der familiäre Zusammenhalt sehr unterstützend wirken, da somit Sicherheit und Zusammengehörigkeitsgefühle entstehen (edg).

Ebenfalls ein Ergebnis der Kauai-Studie war, dass die erstgeborenen Kinder auch häufig die resilienteren waren. Ebenso hatten die resilienteren Kinder weniger Geschwister und zwischen ihnen bestand ein größerer Altersabstand. Es erwies sich als positiv für die Kinder, wenn sie keine jüngeren Geschwister hatten, bis sie nicht selbst 20 Monate alt waren. So musste das erstgeborene Kind die Aufmerksamkeit in den ersten Monaten nicht mit den Geschwistern teilen (Wustmann, 2011, S. 110 ff.; Petermann et al., 1998, S. 220).

Diese Ergebnisse widersprechen meiner Hypothese, dass Zwillinge resilenter seien. Sie müssen die Aufmerksamkeit bereits vor der Geburt mit dem gleichaltrigen Geschwisterkind teilen. Die schützende Bindung, die jedoch

zwischen Geschwistern allgemein und somit auch eventuell in einem intensiveren Zustand bei Zwillingen besteht, bestärkt meine Hypothese.

Fröhlich-Gildhoff und Rönnau-Böse (2014) geben hierzu folgende passende Zusammenfassung des Kapitels:

*Die Wirkung von Schutzfaktoren zeigt sich erst, wenn Krisen oder Belastungen auftreten. Der **wesentlichste Schutzfaktor**, der am stärksten zu einer gelingenden, seelisch gesunden Entwicklung beiträgt und viele Risikofaktoren abpuffern kann, ist eine **stabile, wertschätzende, emotional warme Beziehung zu einer (erwachsenen) Bezugsperson**. In ihrer umfassenden Analyse der letzten fünfzig Jahre Resilienzforschung kommt Suniya Luthar (2006) zu dem Schluss: „**Die erste große Botschaft ist: Resilienz beruht, grundlegend, auf Beziehungen**“ (780; Übers. d. Verf.). (S. 31)*

2 Beziehungen und Bindungen

In diesem Abschnitt geht es neben der Definition um die Bindungstheorie, sowie um die Beziehung zu Geschwistern und Gleichaltrigengruppen.

2.1 Definition

„Beziehung ist immer erlebter Austausch, der in jedem Moment der Begegnung gelingen oder misslingen kann“ (Friedrich, 2003, S. 12). Ausgeprägte, affektive Beziehungen werden auch ‚Bindungen‘ genannt (Musiol, 2012).

Eine Bindung ist eine besondere Beziehung, welche ein Kind zu seinen Eltern aufbaut oder zu Personen, die es betreuen. Da Bindungen in den Emotionen eines Menschen verfestigt sind, gibt es eine Verbindung mit dem anderen, besonderen Individuum über Zeit und Raum hinweg (Grossmann, 2004, S. 29). Bindung wird auch als „gefühlsmäßiges Band“ (Bowlby, 2001, zitiert nach Musiol, 2012, S. 5) bezeichnet. Dies entsteht im ersten Lebensjahr des Kindes zwischen ihm und seiner engsten Bezugsperson, welche in den meisten Fällen die Mutter darstellt. Eine Bindung dient den Überlebensvorteilen. Die Voraussetzung für den Bindungsaufbau ist eine dauerhafte Betreuung. Auch wenn die Beziehung zwischen Mutter und Kind die intensivste ist, bauen Kinder auch zu weiteren Personen solche engen Beziehungen auf (Musiol, 2012, S. 5 ff.).

2.2 Bindungstheorie

Die Bindungstheorie wurde vom englischen Psychoanalytiker John Bowlby definiert. Sie entstand in den 60er Jahren und verbindet vier Betrachtungsebenen miteinander: eine psychologische, eine klinische, eine ontogenetische⁵ und eine phylogenetisch-ethologische⁶. Aus der Evolutionsbiologie wird angenommen, dass das Bindungsverhalten angeboren ist. Die Bindungsqualitäten des Kindes an seine Eltern können psychologisch betrachtet bereits in den ersten Lebensjahren sehr unterschiedlich sein. Im Laufe

⁵ Ontogenetisch= „Entwicklung des Individuums von der Eizelle zum geschlechtsreifen Zustand“ (Duden)

⁶ „Die **Phylogenie** (wörtl. ‘Entstehung der Gattung’) ist die Entwicklung einer Spezies von Lebewesen im Sinne der biologischen Evolution.“ (Lehmann)

Ethologie ist die „Lehre von den Lebensgewohnheiten“ (Pilz, 2000)

des Lebens haben diese Unterschiede Folgen für die jeweilige Person (Grossmann & Grossmann, 2008, S. 29 ff.).

„Die Bindungsforschung untersucht die Art individueller Verinnerlichung unterschiedlicher Bindungserfahrungen und ihre Auswirkungen auf die Organisation der Gefühle, des Verhaltens und der Ziele einer Person. Die Verinnerlichung dessen, wie man sich als handelndes Individuum erlebt, entsteht primär aus dem Zusammensein mit den Bindungspersonen, den Eltern, Adoptiv- oder Pflegeeltern und anderen Personen, die dem Kind nahestehen.“ (Grossmann & Grossmann, 2008, S. 29)

Die Bindungstheorie beschäftigt sich mit der menschlichen emotionalen Entwicklung und mit den essenziellen soziokulturellen Erfahrungen eines Menschen. Besonders aber befasst sie sich mit den emotionalen Auswirkungen, welche aus unangemessenen Bindungserfahrungen entstehen können. Ursprünglich war sie von Bowlby als klinische Theorie entwickelt worden, um die verschiedenen Arten von emotionalen Störungen sowie Störungen der Persönlichkeit (auch Wut, Angst, emotionale Entfremdung und Depressionen) zu erklären, welche durch ungewollte Verluste und Trennungen ausgelöst wurden. Zum jetzigen Zeitpunkt wurden verschiedene Bedingungen erforscht, welche zu Differenzen in der Gefühlsorganisation führen. Zudem hat man in diesem Zusammenhang Erkenntnisse erlangen können, welche Auswirkungen sie im Laufe des Lebens haben (edg.).

2.3 Bindung zu Geschwistern

In den meisten Familien erfolgt die Bindung eines Kindes zuerst an Mutter, dann an Vater und an dritter Stelle an Geschwister (Klosinski, 2006).

Es gibt noch wenig empirische Daten über Geschwisterbeziehungen. In einem Punkt sind sich vorhandene Studien aber einig: Die Beziehung von Geschwistern ist von enormer Intimität geprägt (Teubner, 2005, S. 64). Geschwister haben einen genauso starken Einfluss auf die menschliche Seele wie Eltern (Sitzler, 2014, S. 14). Eine immer wiederkehrende grundlegende Aussage zu Geschwistern ist, dass sie einander nachahmen. Sie haben eine Vorbildfunktion untereinander und besonders die jüngeren profitieren von den älteren Geschwistern. So erwähnt Teubner (2005), dass jüngere Kinder von Beginn ihres Lebens an gezwungen seien, sich mit ihren größeren Ge-

schwistern auseinanderzusetzen. Diese sind älter und mächtiger als sie selbst. Dadurch erlernen kleine Geschwister früh Fähigkeiten wie Überzeugungskraft, Vermittlungsgeschick, Anpassungsfähigkeit oder Kompromissbereitschaft. Diese Kompetenzen erleichtern ihnen die Integration in Gruppen (S. 67).

Kleine Geschwister ahmen die älteren sogar häufiger nach, als ihre eigenen Eltern. Dies erleichtert ihnen später das Lernen für die folgende Entwicklungsstufe (Brock, 2010, S. 106). Die Erfahrungen von Gerechtigkeit sind für Kinder eng mit der Verteilungsgerechtigkeit in der Familie verknüpft. Das bestätigt Hungerland (2002) indem sie feststellt, dass Kinder Verzicht, Teilen und Einordnen mit ihren Geschwistern am besten lernen. In diesem Kontext müssen sie nämlich frühzeitig und kontinuierlich Rücksicht nehmen (S. 105). Sitzler sagt dazu: "Mit Geschwistern lernen wir nicht das Teilen. Wir lernen das Verhandeln." (2014, S. 38). Die Unersetzbartkeit der Erfahrungen unter den Geschwistern ist vielfach belegt. Erfahrungen wie z.B. das Sorgen um den kleinen fiebrigen Bruder sind Erlebnisse, die zu emotional besetztem Gerechtigkeitsempfinden beitragen, da erlernt wird, wie Empathie entsteht und welche Bedürfnisse eines Menschen an erster Stelle stehen (Brock, 2010, S. 106).

Auch Geheimcodes und –sprachen werden häufig unter Geschwistern entwickelt. Dies kann lebenslang verbinden, da geteilte Erfahrungen und gemeinsame Geheimnisse entstehen. Das gegenseitige Helfen unter Geschwistern wird dann eingeübt, wenn Eltern Anlass zum Trost geben, der durch Bruder oder Schwester gespendet wird. Unter Geschwistern werden teilweise auch Beelterungsfähigkeiten erlernt. Diese entstehen durch das Betreuen der Geschwister, vor allem durch Schwestern, innerhalb der Familie (edg.).

Laut Seiffge-Krenke (2001) werden rund 15 – 30 % der jüngeren Geschwister teilweise durch die älteren betreut und übernehmen diese Rolle damit öfter als die Großeltern (S. 427). Die älteren Geschwister übernehmen damit

eine Stützfunktion bei kritischen Lebensereignissen, auch wenn es später um die Pflege der älter gewordenen Eltern geht (Brock, 2010, S.107).

Die Qualität in der Beziehung unter den Geschwistern verändert sich im Laufe des Lebens (Brock, 2010, S. 107; Schneewind, 1999, S. 152). In der mittleren Kindheit und im Jugendalter gibt es keine Beziehung von Kindern, die so viele Konflikte wie die Geschwisterbeziehung mit sich bringt. Dies liegt darin begründet, dass eine hohe Vertrautheit untereinander auch eine gute Kenntnis über die Schwachstellen des jeweils anderen schafft. Aber aus demselben Grund gibt es auch einen hohen Druck, sich nach einem Konflikt wieder miteinander zu vertragen. So entsteht ein auf und ab von Streit und Versöhnung. Bei erwachsenen Geschwistern nimmt die Intensität der Beziehung je mehr ab, desto intensiver ein Mensch vom Partner und den eigenen Kindern beansprucht wird. Sobald ein Geschwisterpaar wieder älter ist, nimmt auch die Intensität der Beziehung tendenziell wieder zu. Dabei werden positive Gefühle zueinander wieder auf- und negative abgebaut. Diese Phase kann auch ausbleiben oder nicht lange Zeit überdauern (Asendorpf & Banse, 2000, S. 86 ff.).

Studien ergaben, dass Kinder mit Geschwistern die Art von intensiverer Empathie entwickeln, mit der sie in der Lage sind, Einfühlungsvermögen zu zeigen. Auch über das gemeinsame Spiel gibt es Erkenntnisse: Da ältere Geschwister es den jüngeren schwerer machen mitzuspielen, entwickeln diese eine Sozialkompetenz, welche sich in Selbstregulation äußern kann. Diese befähigt sie z.B. zur Rücksichtnahme und fördert ihre Frustrationstoleranz (Brock, 2011, S. 109 ff.).

Liebe und Rivalität sind ständige Gefühlslagen im Leben von Geschwistern. Dabei steht die Eifersucht häufig im Vordergrund, wohingegen über die primäre Geschwisterliebe meist weniger gesprochen wird. Die Rivalität von Geschwistern spielt seit der Geburt eine zentrale Rolle. Es wird um die Aufmerksamkeit der Eltern gebuhlt. Die Liebe von Geschwistern zueinander entsteht von Beginn an durch die tiefe innere Verbundenheit, welche aus der Zugehörigkeit zur gleichen Familie entsteht. Aus evolutionsbiologischen

Gründen wäre eine reine Rivalität auch lebensbedrohlich, da sich Menschengruppen und Sippen schon immer untereinander verteidigt und beschützt haben, um ihr Überleben zu gewährleisten (edg.).

Eine Studie von Sonja Reberg (2001, zitiert nach Brock, 2010, S. 111) ergab außerdem, dass Geschwisterbeziehungen positiver sind, wenn die Eltern oder ein Elternteil anwesend sind. Spielepisoden in der Säuglingsphase sind zwischen Geschwistern stets positiv. Auch Sanders (2004) beschreibt überwiegend positive Emotionen, die mit der Geburt eines Geschwisterkindes verbunden sind (S. 62). Eine weitere Studie von Sulloway (1999, zitiert nach Brock, 2010, S. 112) ergab, dass jüngste Geschwister die größte Offenheit für Neues zeigen. Dies liegt daran, dass sie mit viel Phantasie Geschwistern und Eltern gegenüber agieren mussten, um von ihnen akzeptiert zu werden. Ältere Geschwister werden als ehrgeizig, sehr regelnah und konservativ beschrieben (Brock, 2010, S. 112 ff.).

Als Ausdruck des Ausgleichs der Nähe- und Distanzbildung ist z.B. das Kratzen, Schlagen und Beißen untereinander zu beobachten. Diese aggressiven Impulse entstehen durch die gefühlsmäßige Bindung und das enge Zusammenleben (Brock, 2010, S. 113). Die Konflikte untereinander werden laut Lehmkuhl (1995) stärker, wenn es den Eltern nicht gelingt, eine anhaltende emotional tragende Beziehung zu allen Geschwistern zu entwickeln. Diese fragen sich dann, wieso Bruder oder Schwester bevorzugt behandelt oder mehr geliebt werden (S. 199).

Es muss jedoch immer wieder betont werden, dass jedes Kind in seiner Individualität zu betrachten ist. Aus diesem Grund empfindet es auch Unterschiede in der Familie, die objektiv gleiche Umweltgegebenheiten aufweist. Zum Beispiel empfindet das erstgeborene Kind die Mutter anders, als der danach geborene Bruder. Darum ist jedes Geschwisterkind auch von seiner individuellen, eigenen Familie umgeben (Brock, 2010, S. 111 ff.). Dieser Aspekt der individuellen Empfindungen verweist auf den Konstruktivismus⁷.

⁷ Der konstruktivistische Ansatz beruht auf der Theorie Jean Piagets (1932, 1946, 1975). Hierbei nimmt man an, dass Werte, Kenntnisse, Denken, Intelligenz, Autonomie sowie weitere Persönlichkeitscharakter-

Auch weitere Quellen bestätigen, dass enge Geschwisterbeziehungen für die positive Entwicklung eines Kindes förderlich sind. So konnten Richmond, Stocker und Rienks (2005, zitiert nach BZGA, 2009, S. 99) nachweisen, dass das Wohlbefinden der Kinder durch Änderungen der Qualität in den Geschwisterbeziehungen beeinflusst wurde. Veränderte sich die Beziehungsqualität zum Positiven, gab es weniger Streit und depressive Verstimmungen als vorher. Bei einer Verschlechterung der Beziehungen von Geschwistern konnte eine Steigerung externalisierter Probleme festgestellt werden. Diese Auswirkungen scheinen elternunabhängig zu sein (BZGA, S. 99).

Es gibt verschiedene Aspekte einer Geschwisterbeziehung. Zu den wichtigen Aspekten gehören einerseits eine emotionale Bindung, Nähe und Wärme und andererseits die Rivalität, Konflikte und der soziale Status (siehe oben). Auch McElwain und Booth-LaForce (2006, zitiert nach BZGA, 2009, S. 99) konnten bestätigen, dass Kinder, welche über positive Geschwister- und Freundschaftsbeziehungen verfügten, weniger Aggressivität in ihrem Verhalten zeigten. Bei einer guten Geschwisterbeziehung hatten Streitigkeiten mit Freunden weniger Ausmaß auf eine positive Anpassung des Kindes (edg.).

Eine protektive und warme Geschwisterbeziehung konnte besonders bei Kindern festgestellt werden, dessen Mütter alleinerziehend waren. Der tschechische Kinderpsychologe Matějček (2003) fand heraus, dass Geschwisterbeziehungen einen charakteristischen Resilienzfaktor für den Erfolg von Kindern und Jugendlichen bilden, die Kontakt mit Pflegefürsorgen, Heimen oder den SOS-Kinderdörfern hatten. Dabei war es nicht davon abhängig, ob die Geschwister leiblich oder adoptiert waren (S. 72 ff.). Eine Kölner Längsschnittstudie befasste sich 2000 mit familiären Anpassungsprozessen nach der Trennung oder Scheidung der Eltern. Dabei wurde festgestellt, dass gute Beziehungen zu den Geschwistern eine besondere Bedeutung haben. Diese war häufig bei denjenigen Kindern vorhanden, die subjektiv positiver mit dem Zustand zureckkamen (BZGA, 2009, S. 100).

ristika „vom Kind in seinem Inneren aktiv *konstruiert* werden müssen“ (Textor, S.1) Dies geschieht in Interaktion mit der Umwelt und kann nicht von außen vermittelt werden (Textor).

Die Kauai Studie ergab, dass häufig ältere Geschwister oder die Großeltern als kontinuierliche Pflegepersonen fungierten, Vorbilder zur Identifikation waren und somit als Elternersatz dienten, wenn diese selbst nicht dazu in der Lage waren. Auch andere Studien, wie z.B. die Langzeitstudie mit Scheidungskindern von Wallenstein und Kelly um 1980 (zitiert nach Wustmann, 2011, S. 110), konnten den protektiven Aspekt von Geschwisterbeziehungen unterstützen. Das Geschwisterkind bietet einen Gesprächspartner, einen Vertrauten, welcher auf die gleiche Familienbiografie und ähnliche oder dieselben Erlebnisse innerhalb der Familie zurückgreifen kann. Durch die wechselseitige Identifikation beider Kinder teilen sie ihr Leid nach dem Motto: „Geteiltes Leid ist halbes Leid.“ (Wustmann, 2011, S. 110)

Auch wenn Blutsverwandtschaft nicht unbedingt ausschlaggebend für eine zuverlässige, lebenslange Bindung ist (Sitzler, 2014, S. 340), haben alle genannten Studien ergeben, dass eine positive Geschwisterbeziehung als protektiv gelten kann. In der Resilienzforschung wurde bislang jedoch in vielen Fällen der Einfluss der Beziehung von Geschwistern auf das jüngere Kind untersucht. Zum jetzigen Zeitpunkt gibt es wenig gesicherte Daten darüber, in welchem Umfang Alter, Altersabstände, Geschlechterkombinationen oder die Stellung in der Geschwisterreihe eine Rolle spielen (BZGA, 2009, S. 100).

Da Zwillinge eine besondere Form der Geschwisterbeziehung darstellen indem sie gleiches Alter aufweisen, werde ich im Folgenden Bezug auf die Bindung zu Gleichaltrigen nehmen.

2.4 Bindung zu Gleichaltrigen/ Peer-Groups

Auch die Beziehung zu Gleichaltrigen nimmt in der Entwicklung eines Kindes eine entscheidende Rolle ein. Lindberg und Swanberg (2006, zitiert nach BZGA, 2009, S. 108) konnten bestätigen, dass gute und befriedigende Peerbeziehungen eine positive Wirkung auf das allgemeine Wohlbefinden haben. Weitere Forschungen zum Thema Schutzfaktoren sollen die Frage klären, ob die Beziehungen zu Gleichaltrigen auch unter Risikobedingungen

protektiv wirken können. Die vermuteten unterschiedlichen Wirkmechanismen in diesem Kontext werden z.B. von Wustmann (2004) zusammengefasst. Schützende Wirkungen von Peerbeziehungen und der Freundschaft von Gleichaltrigen können Rat, Unterhaltung, Erholung, positives Feedback emotionaler Beistand, Ablenkung vom Ernst des Alltags im sozialen Spiel und der Ablenkung von schwierigen Situationen sein (BZGA, 2009, S. 108). Des Weiteren können Möglichkeiten entstehen, die Empathie und Perspektivübernahme ermöglichen und die Kreativität, Kommunikationsfähigkeit, interpersonales Bewusstsein und Impulskontrolle fördern. Vor allem in der Jugendzeit werden Beziehungen zu Gleichaltrigen intensiver, Liebesbeziehungen entstehen und die mit den Freunden verbrachte Zeit nimmt zu. Dies haben Collins und Roisman (2006, zitiert nach BZGA, 2009, S. 108) untersucht. Vorhandene Studien beschäftigen sich in vielen Fällen mit einzelnen Aspekten der erklärten Wirkmechanismen oder konzentrieren sich nur darauf zu überprüfen, ob ein Schutzeffekt vorhanden ist (edg.).

Mehrere Studien innerhalb der Resilienzforschung beschäftigen sich mit den „Auswirkungen von Freundschaftsbeziehungen zu prosozialen Gleichaltrigen“ (BZGA, 2009, S. 108). Bartol (2006, zitiert nach BZGA, 2009, S. 108) sieht in den prosozialen Beziehungen zwischen Kindern und Jugendlichen einen bedeutsamen Schutz gegenüber einem antisozialen Verhalten von Gleichaltrigen. Sie tragen zur Empathieentwicklung bei und fördern Möglichkeiten zur Selbstregulation sowie zu prosozialem Verhalten. Freundschaften zu anderen Kindern oder Jugendlichen, die sich sozial angepasst verhalten, verhindern eine fehlerhafte und feindselige Beurteilung anderer Menschen. Diese Aussagen konnten u.a. durch Bollmer et al. (2005) bestätigt werden. Die Forscher untersuchten ca. 100 Kinder und Jugendliche von 10-13 Jahren. Dabei fand man heraus, dass Kinder, welche über eine Freundschaftsbeziehung von hoher Qualität verfügten, durch Abmilderung von externalisierendem Verhalten profitieren konnten und ihre Tendenz, andere zu schikanieren gemindert war (S. 701 ff.). Die Wissenschaftler erklären sich diesen Effekt dadurch, dass: „eine Freundschaftsbeziehung adäquate Gleichaltrigenbeziehungen vermittelt und somit eine bessere Empathiefähigkeit entsteht, soziale Kompetenzen erlernt und eine ne-

gative Einstellung zu aggressivem Verhalten erworben werden kann.“ (BZGA, 2009, S. 109).

Ein Zusammenhang zwischen internalisierenden Problemen und der Gefahr, eine Opferrolle einzunehmen, gibt es durch den Einfluss einer Freundschaftsbeziehung nicht. Herrenkohl et al. (2005) hat u.a. nachgewiesen, dass Jugendliche, die ein hohes Risiko an antisozialem Verhalten aufwiesen, da sie als Kind körperlich misshandelt wurden, diese Verhaltensweise weniger auslebten, wenn ihre Freunde und Bekanntschaften ein antisoziales Verhalten ablehnten. Gleiche Ergebnisse konnten auch durch eine Vergleichsgruppe festgestellt werden, deren keine körperliche Misshandlung widerfahren ist (S. 457 ff.). Es wird vermutet, dass durch die Freunde Wege eröffnet wurden, mit kritischen sozialen Momenten umzugehen und Eskalationen zu vermeiden. Zudem ist es aber auch möglich, dass diese Freundschaften den Ausdruck reaktiver Aggressionen mindern (BZGA, 2009, S. 109). Eine weitere Forschungsgruppe um Criss (2002, zitiert nach BZGA, 2009, S. 109) untersuchte die Auswirkungen von Freundschaftsbeziehungen zu Gleichaltrigen auf die Entwicklung externalisierenden Verhaltensweisen. Dazu begleiteten sie die Entwicklung von Kindern zwischen dem 5. Lebensjahr und der zweiten Klasse. Die Kinder kamen aus 585 Familien und waren familiären Belastungen ausgesetzt. Als protektiver Faktor gegenüber externalisierendem Problemverhalten galt die Akzeptanz von Gleichaltrigen. Dies war der Fall, wenn die Kinder einer feindseligen Erziehung ausgesetzt waren, Benachteiligungen oder Konflikte zwischen den Eltern erfuhren. Die Beziehung zu Gleichaltrigen wird als ein wichtiger protektiver Faktor gesehen, da diese die Entwicklung von Kindern aus starken Risikogruppen zu angepasstem Verhalten verhelfen kann. Einer von mehreren Erklärungsansätzen ist, dass verschiedene Beziehungsarten differenzierte kindliche Bedürfnisse befriedigen. Wenn einem Kind soziale Kompetenzen aufgrund von Konflikten innerhalb der Familie fehlen, könnte es diese Erfahrungen durch Interaktionen mit Freunden oder Gleichaltrigen nachholen. Ebenso sind Freunde in der Lage aufzuzeigen, dass es mehrere Interpretationsarten sozialer Situationen gibt. Gleichaltrige könnten helfen, die Einstellungen zu Schule und Lehrern zu verbessern (BZGA, 2009, S. 110).

Eine Längsschnittstudie über zwei Jahre von Bender und Lösel (1997) zeigt eine differenzierte Sichtweise auf. Sie untersuchten Jugendliche, die in Heimen lebten und aus Hochrisikogruppen kamen. Ein Ergebnis ihrer Studie war, dass es einen stabilisierenden Effekt sozialer Unterstützung unter Gleichaltrigen gäbe, weniger einen protektiven. Die Zufriedenheit mit sozialen Unterstützungen und eine Cliquenzugehörigkeit standen im Zusammenhang mit negativen Ergebnissen. Aufgrund erhaltener Unterstützung änderten die Jugendlichen (geschlechtsunabhängig) ihr Problemverhalten nicht. Bender und Lösel vermuten bei sozialer Unterstützung eher einen festigenden Effekt für antisoziale Verhaltensweisen. Folglich ergibt sich, dass schützende und vulnerabilisierende Effekte durch soziale Unterstützung und Beziehungen zu Gleichaltrigen entstehen können (S. 661 ff.; Opp & Unger, 2006, S. 54)

Gleichaltrige haben einen wichtigen Einflussfaktor auf die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen- dies belegen mehrere Studien. Solche weisen jedoch auch darauf hin, dass diese Beziehungen nicht immer als Schutzfaktor wirken, sondern auch vulnerabilisierende Effekte haben können, vorausgesetzt sie nicht prosozial ausgerichtet (siehe z.B. Bender und Lösel 1997). Protektive Wirkungen können jedoch Kontakte zu prosozialen Gleichaltrigen aufweisen. Eine Schwierigkeit ist laut Bender und Lösel (1997, zitiert nach BZGA, 2009, S. 111) jedoch, dass sich Freundschaften und Kontakte häufig zwischen ähnlichen Kindern und Jugendlichen ergeben. Dies bedeutet, dass gefährdete junge Menschen sich nicht in erster Linie mit prosozialen Gleichaltrigen befreunden (edg.).

Welche für Mechanismen einen protektiven Faktor bewirken ist noch relativ ungeklärt. Auch hierfür gibt es mehrere Erklärungsansätze - z.B. soziale Kompetenzen und prosoziales Verhalten können erlernt werden oder es entsteht die Möglichkeit zur Perspektivübernahme (BZGA, 2009, S. 111).

Auch die Kauai-Studie benennt Peerkontakte und positive Freundschaftsbeziehungen als ein wirksames Unterstützungssystem. Freunde können u.a. durch Unterhaltung, emotionalen Beistand, Rat, Erholung und positives

Feedback schützende Funktionen übernehmen. Sie lenken von schwierigen Situationen ab, Kinder erleben dadurch „Normalität“ und entspannen sich in Beziehungen zu anderen. Eine wichtige Bewältigungshilfe stellt das soziale Spiel mit Freunden dar - das Kind kann hier uneingeschränkt Gefühle zeigen und der Ernsthaftigkeit des Alltags entfliehen. Interaktionen mit Gleichaltrigen ermöglichen, wie bereits angesprochen, Perspektivübernahme und Empathie. Kinder lernen in diesen Situationen sich in andere hinein zu versetzen, sich untereinander zu helfen und zu teilen. Somit werden in Freundschaftsbeziehungen auch Impulskontrolle, interpersonales Bewusstsein, Kreativität und Kommunikationsfähigkeiten gefördert. Ein Präventions- und Interventionsziel kann es sein, Kindern dabei zu helfen, Freundschaften zu Peers zu entwickeln, die als sozial kompetent gelten. Positive Ansatzpunkte bilden hierbei z.B. Kleingruppen oder gemeinschaftliche Projektarbeiten in Kita oder Schule (Wustmann, 2011, S. 112).

3 Zwillinge

„Für immer zu zweit-

Ihr Bund fürs Leben beginnt schon vor der Geburt- und reicht über den Tod hinaus. Zwillinge erleben gemeinsame Dinge, die gewöhnlichen Menschen verborgen bleiben.“

Mit diesen Worten beginnt Judith Rauch (2009) ihren Artikel über die Zwillingebeziehung (bild-der-wissenschaft). Welches Verhältnis diese Art von Geschwistern zueinander haben, wird folglich untersucht.

3.1 Entstehung von Zwillingen

An dieser Stelle werde ich kurz den Unterschied zwischen eineiigen und zweieiigen Zwillingen erläutern. Ebenso wird auf die Zwillingsmütter eingegangen und die Häufigkeit ihrer fast zeitgleich geborenen Kinder.

3.1.1 Eineiige Zwillinge

Eineiigige Zwillinge werden auch als monozygote Zwillinge bezeichnet. Sie besitzen identisches Erbmaterial und stammen von einer befruchteten Eizelle (auch Zygote genannt) ab. Diese eine Zygote teilt sich in den ersten Tagen nach der Empfängnis in zwei gleiche Eizellen. Die Ursache dieser Teilung ist noch weitestgehend ungeklärt. Es besteht die Vermutung, dass wahrscheinlich besondere Bedingungen innerhalb der Gebärmutter die Teilung beeinflussen. Diese sind höchstwahrscheinlich nicht genetisch bedingt. Die Wahrscheinlichkeit eineiige Zwillinge zu gebären steigt, wenn eine Befruchtung innerhalb der ersten sechs Monate nach Absetzen der Pille erfolgt oder zuvor eine Hormonbehandlung durchgeführt wurde. Es gibt verschiedene Zeitpunkte, in denen die zwei Zygoten entstehen können. Teilt sich die Eizelle ca. 24 h nach der Befruchtung im Zwei-Zellstadium, wachsen die zwei Kinder in je einer Fruchtblase heran und besitzen meist ihre eigene Plazenta. Dieser Fall tritt jedoch eher selten ein. Häufiger erfolgt eine Zygotenteilung erst zwischen dem 3. und 8. Tag der Entwicklung. Somit steht das Einnisten in die Gebärmutter kurz bevor und nur eine Plazenta wird ausgebildet. Diese weist eine gemeinsame, äußere Eihaut aber zwei getrennte Eihäute

im Inneren auf. Zwillinge können aber auch nach der Einnistung der Eizelle entstehen (8. bis 10. Tag). In diesem seltenen Fall entwickeln sie sich in einer einzigen Fruchtblase mit nur einer Plazenta, was häufig zu Komplikationen führt, da sich die Zwillinge gegenseitig verletzen können. Siamesische Zwillinge bilden einen Sonderfall. Sie entstehen ca. 14 bis 15 Tage nach der Befruchtung der Eizelle. Da sich die Keimzelle in diesem Stadium nicht mehr vollständig teilen kann, bleiben beide Embryonen miteinander verbunden und es besteht die Möglichkeit, dass sich ein gemeinsames Organ bildet. Eine von ca. 900 Zwillingssgeburten hat siamesische Zwillinge zur Folge (Watzlawik, 2008, S. 49 ff.).

3.1.2 Zweieiige Zwillinge

Dizygote oder zweieiige Zwillinge entstehen aus zwei verschiedenen Zygogen und weisen daher sehr unterschiedliche Merkmale auf. Während des Eisprungs werden anstatt einer, zwei oder mehr Eizellen abgegeben. Diese Zygogen werden von je einer Samenzelle befruchtet und nisten sich innerhalb von drei Tagen in der Gebärmutter ein. Zweieiige Zwillinge entwickeln sich in zwei Fruchtblasen mit je einer Plazenta. Der Mutterkuchen beider Kinder wächst bei sehr enger Lage zueinander in der Hälfte der Fälle zusammen. Genetisch gesehen gleichen sich zweieiige Zwillinge anderen Geschwisterkindern, die nicht zeitgleich geboren wurden. Hat die Mutter während der fruchtbaren Tage mit mehreren Männern Geschlechtsverkehr besteht die Möglichkeit, dass die Zwillinge sogar unterschiedliche Väter haben (Watzlawik, 2008, S. 51 ff.).

3.1.3 Mütter von Zwillingen

Eineiige Zwillinge

Faktoren für die Bedingung bzw. Begünstigung der Entstehung eineiiger Zwillinge sind noch weitestgehend ungeklärt. Frauen haben allgemein gesehen eine relativ gleiche Perspektive, Mutter von eineiigen Zwillingen zu werden. Nach einer eineiigen Zwillingsgeburt ist die Wahrscheinlichkeit auf nochmals eineiige Zwillinge nicht erhöht. Es besteht eine relativ konstante Häufung von Zwillingen unabhängig von Familie, der Herkunft und der Geburtenzahl. Eine Erklärung dafür besteht darin, „..., daß einei-

ige Zwillinge nach der Zeugung in dem sehr geschützten Umfeld der Gebärmutter entstehen, wo schon kleine Abweichungen den Anstoß zur Trennung in zwei Zellhaufen geben“ (Fauland & Simbruner, 1988, S. 66).

Zweieiige Zwillinge

Für die Entstehung von zweieiigen Zwillingen sind mehrere begünstigende Faktoren bekannt. Durch die Häufung von zweieiigen Zwillingen in einigen Familien ist erforscht, dass eine genetische Veranlagung besteht, die bei der Mutter liegt (Lotze, 1937, S. 82; Fauland & Simbruner, 1988, S.68; von Schlieben-Troschke, 1981, S. 23). Die Weitergabe dieser Erb-information geschieht nicht in jeder oder jeder zweiten Generation. Es ist möglich, dass viele Generationen zwischen den Zwillingspaargeburten liegen. Des Weiteren sind Faktoren für die Geburt von zweieiigen Zwillingen mit der Herkunft, der Ernährung, der Familie, und der Umweltbedingungen verbunden (Fauland & Simbruner, 1988, S. 68 ff.).

Frauen, die ein Gen besitzen, dass die Produktion eines Hormons aus der Gruppe der Gonadotropine fördert, bekommen eher zweieiige Zwillinge. Dieses Hormon fördert die Reifung von Keimzellen. So reifen gleichzeitig mehr Eizellen heran und die Wahrscheinlichkeit für eine Zwillingsschwangerschaft steigt (Fauland & Simbruner, 1988, S.68 ff.).

Auch das Alter und die Anzahl der Schwangerschaften der Mutter beeinflussen die Entstehung von zweieiigen Zwillingen bedeutend. Mit dem Alter der Mutter nehmen auch die Zwillinge geburten zu (Fauland & Simbruner, 1988, S. 68 ff.; Le Ker, 2011). Bei europäischen Müttern liegt der Höhepunkt dieser Rate zwischen 35 und 39 Jahren. Untersuchungen haben ergeben, dass die Geburtenfolge der Mutter (unabhängig vom Alter) die Wahrscheinlichkeit auf Zwillinge erhöht. Auch das Gewicht, die Körpergröße und die Fitness haben Einfluss (Fauland & Simbruner, 1988, S. 68 ff.). Zwillingsmütter sind insgesamt gesünder als andere Mütter, leben durchschnittlich länger und sind laut Shannen Robson (zitiert nach Le Ker, 2011) stärker als andere Mütter. Heutzutage erhöht sich die Wahrscheinlichkeit auf Zwillinge auch durch künstliche Befruchtung (Le

Ker, 2011). Die Chance auf zweieiige Zwillinge steigt mit dem Gewicht und der Größe der Mutter. Es lässt sich jedoch festhalten, dass auch das Vorhandensein bestimmter Faktoren nicht als Voraussage einer Zwillingssgeburt verstanden werden kann. Das Vorkommen einer zweieiigen Zwillingsschwangerschaft wird jedoch umso höher, je mehr begünstigende Faktoren aufeinandertreffen (Fauland & Simbruner, 1988, S. 69 ff.).

3.1.4 Häufigkeit von Zwillingen

Ermittlungen über jahrzehntelanger Forschung ergaben 1937 eine Zwillingssgeburt auf etwa 85 Geburten im Deutschen Reich. Daraus ergibt sich eine Wahrscheinlichkeit von 1,2% für Zwillingssgeburten. Auch zu dieser Zeit waren Zwillinge stärker von der Kindersterblichkeit betroffen als Einlinge (Lotze, 1937, S. 75). Die Häufigkeit von Zwillingen unterliegt Unterschieden in der Weltregion. Die wenigsten Zwillinge werden im Fernen Osten geboren. In Japan und China werden nur fünf Zwillinge auf 1000 Kindern geboren. Amerika und Europa liegen mit der doppelten Anzahl an Zwillingen im Mittelfeld der Zwillingssgeburten (um 1988). In den USA ist auffällig, dass die Anzahl von Zwillingssgeburten bei der dunkelhäutigen Bevölkerung höher ist als bei der hellhäutigen. In Afrika liegt die Zwillingssrate sogar bei über 20 je 1000 Geburten und ist damit im Vergleich sehr hoch (Fauland & Simbruner, 1988, S. 63).

Zweieiige Zwillinge werden drei- bis zehnmal so häufig geboren wie ein-eiige. Diese werden mit der seit Jahrzehnten konstanten Rate von drei bis vier Zwillingen auf 1000 Kinder geboren, wohingegen die Rate bei den zweieiigen Zwillingen stark schwankt und seit einigen Jahren zunimmt (Le Ker, 2011). Sie kommen zwischen zwei- und siebenmal pro 1000 Geburten vor. Diese Schwankungen verweisen darauf, dass für die Entstehung von Zwillingen in einem Fall eher genetische Faktoren, im anderen Fall eher äußerliche Faktoren die Ursache sind. Auch wenn aus wissenschaftlicher Sicht noch nicht eindeutig geklärt werden konnte, unter welchen Voraussetzungen Zwillinge entstehen, gibt es einige gesicherte Aussagen. Dazu gehört z.B., „daß ein bestimmtes genetisches Merkmal

für eine Zwillingssgeburt in der weiblichen Linie weitergegeben wird“ (siehe 1.1.3) (Fauland & Simbruner, 1988, S. 65).

Im Jahr 2010 folgten 18 Zwillingssgeburten auf 1000 Kinder damit doppelt so viele wie 1977 (Le Ker, 2011).

3.2 Zwillinge im Mutterleib, Säuglings- und Kleinkindalter

Solange Zwillinge sich noch im Mutterbauch befinden, stellt dies ein höheres Risiko dar, als bei Schwangerschaften mit nur einem Kind. Laut dem amerikanischen Gynäkologen Alan Penzias (zitiert nach Rauch, 2009) gibt es bei 80 % der Zwillingsschwangerschaften Komplikationen und im Vergleich dazu nur bei 25 % der Einlingsschwangerschaften. Diese Angaben werden von Psychologin Angela Grigelat (zitiert nach Rauch, 2009) etwas relativiert, da ihrer Meinung nach jegliche Abweichung einer perfekten Schwangerschaft als Komplikation gesehen werden. Grigelat (zitiert nach Rauch, 2009) betont jedoch auch die Risiken, welche die Schwangerschaft bergen kann, da in wenigen Fällen die Geschwister von Mehrlingen bereits vor der Geburt sterben. Diese Tatsache wird von Medizinern auch als „vanishing twins“, zu Deutsch „verschwindende Zwillinge“ bezeichnet. Zwillingsschwangerschaften, die in den ersten drei Monaten erkannt werden enden in 33-50 % in Einlingsgebürtigen. Dabei spielt auch das Alter der Mütter eine Rolle, die in vielen Fällen bereits etwas älter sind (Rauch, 2009; Le Ker, 2011).

Die Embryonen sind laut dem Entwicklungspsychologen Hartmut Kasten (zitiert nach Le Ker, 2011) gezwungen, sich bereits im Mutterleib aneinander zu gewöhnen und anzupassen.

Eine Zwillingssgeburt verläuft im Gegensatz zur Schwangerschaft mit weniger Komplikationen, allerdings kommen Zwillinge idealerweise zwischen der 36. und 38. Schwangerschaftswoche zur Welt und damit früher als Einlinge. Dies hat u.a. auch zur Folge, dass sie leichter sind. Auch Kaiserschnitte werden bei zwei gleichzeitig geborenen Kindern doppelt so häufig durchgeführt. Positiv zu betonen ist, dass über 99% aller Zwillinge bei der Geburt überleben (Rauch, 2009).

Zwillinge haben im Säuglings- und Kleinkindalter einen noch intensiveren Kontakt zueinander als zur Mutter, da der andere Zwilling dauerhaft zur Verfügung steht. Demnach sind sie gegenseitig das erste Libido-Objekt⁸ und stehen auch als Sozialisationspartner an erster Stelle (Fauland & Simbruner, 1988, S. 111; von Schlieben-Troschke, 1981, S. 60). Spitz (2000) relativiert dies und schreibt, dass ein Zwilling von Beginn an zwei Objekte der Libido, den Zwilling sowie die Mutter habe, ohne vorerst eine Rangfolge zu erstellen (S. 50).

Von Schlieben-Troschke schreibt dazu:

Man muss sich nur einmal klar machen, daß der häufige Kontakt der Zwillinge untereinander (sie sehen sich ja mehr als die Mutter) dazu führt, daß sie füreinander jeweils der wichtigste Sozialisationspartner und das bevorzugte Libidoobjekt werden. Die zweitwichtigste Kontakterson ist in der Regel die Mutter. (1981, S. 60)

Die Rolle eines Zwillinges ist in mehreren Hinsichten mit der Rolle der Mutter vergleichbar. Die Geschwister bauen sowohl zueinander, als auch zur Mutter früh eine enge emotionale Bindung auf. Diese unterscheidet sich zwischen der Mutter und einem einzelnen Kind in der Hinsicht, als dass zwischen den Zwillingen und der Mutter ein Dreierverband entsteht (Fauland & Simbruner, 1988, S. 111; von Schlieben-Troschke, 1981, S. 76).

Während Fauland und Simbruner (1988) und von Schlieben-Troschke (1981) eher die Ähnlichkeiten des Partners zur Mutter betonen, konzentriert Spitz (2000) sich primär auf die Unterschiede von Mutter und Zwillingsspartner. Der Zwilling sei im gleichen Alter, die Mutter erwachsen. Sie habe die rasche Entwicklung des Zwillinges bereits durchlebt. Trotzdem nennt er Gemeinsamkeiten und bestätigt, dass der Partner noch häufiger zur Verfügung stünde als die Mutter (S. 50).

Auch wenn die ersten Wochen zwischen den Geschwistern scheinbar kontaktlos erscheinen, wird eine ununterscheidbare und untrennbare Zusammengehörigkeit vermutet. Im Alter von ca. zwei bis drei Monaten gibt es ei-

⁸ Ein Libido-Objekt ist ein Liebesobjekt, auf das sich Liebe, Hass oder eine Mischung aus beidem beziehen kann (Spitz, 2000, S.50).

ne Veränderung. Während dieser Zeit wird, beginnend durch akustische Reize, z.B. das Mitweinen des Partners veranlasst, der dadurch auf das Weinen seines Zwilling reagiert. Durch das Zusammenfinden der zwei geben sie einander Geborgenheit und Wärme. Es kommt zur gegenseitigen Befriedigung indem z.B. ein Partner dem anderen den Finger in den Mund führt. Später wird der Zwilling betastet, angelächelt oder nachgeahmt und sein Körper dient als Objekt für Experimente (Fauland & Simbruner, 1988, S. 111).

Die Gefühlsbindung zueinander, die Verhaltenskonformität von Zwillingen und die Übereinstimmung sind im Kleinkindalter sehr groß, auch wenn sich bei einzelnen Paaren bereits bedeutende Unterschiede in der Paarbeziehung abzeichnen (Friedrich, 1983, S. 112).

Uneingeschränkt der großen Zuneigung, Intimität, Liebe und Verbundenheit füreinander bestehen zwischen den Zwillingen Rivalitäten und Konflikte, wie auch bei anderen Geschwistern (siehe 2.3) (Kasten 2008, zitiert nach Le Ker, 2009). Bei den Auseinandersetzungen geht es um die Verfügbarkeit desselben Spielzeugs oder primär um die mütterliche Zuwendung. Da die Aufmerksamkeit durch die Mutter natürlich geteilt werden muss und zwangsläufig für das einzelne Kind gemindert ist, weisen Zwillinge im Vergleich zu Einlingen einen leichten Entwicklungsrückstand auf (Rauch, 2009).

Beide Kinder erleben das starke Bedürfnis sich durchzusetzen, sind aber gleichzeitig auch mit der Notwendigkeit für die Paarverbundenheit konfrontiert, ebenso wie damit, die Wünsche des Partners zu berücksichtigen. Auch wenn Eltern versuchen ihren Kindern gleich viel Aufmerksamkeit zu schenken, bleibt die Erfahrung des Teilen-Müssens und des Wartens auf den anderen Zwilling (z.B. beim Anziehen) ein unumgänglicher und prägender Aspekt, der auch zu Frustration führen kann (Fauland & Simbruner, 1988, S. 113).

Durch das Teilen der Mutter kann es dazu kommen, dass keine tragfähige Bindung zur Mutter entsteht, da keines der beiden Kinder mit ihr ausreichend Zeit verbringt. Dies wiederum kann Probleme bei der Ablöse hervorrufen. Um den Kindern die notwendige Zuwendung geben zu können, ist es eine Voraussetzung, sie zu unterscheiden. Nur so können die Kinder frühzeitig ihre eigene Identität entwickeln (Fauland & Simbruner, 1988, S. 114).

Vermutlich sind Kinder bis fünf Jahre und älter noch nicht in der Lage, selbst die Unterscheidung von ein- und zweieiigen Zwillingen nachvollziehen zu können. Das gehäufte Vorkommen besonderer Nähe zwischen dem eineiigen Partner kann nicht durch die Kinder selbst hervorgerufen werden, da sie sich der Seltenheit von Zwillingen noch nicht bewusst sind. Eine Vererbung dieser Enge wird ausgeschlossen und vielmehr durch die Umwelteinwirkung erklärt. Dazu gehört die stärkere Ausrichtung der eineiigen Zwillinge auf die Konformität durch das Umfeld und die dauerhafte Präsenz des anderen Zwilling. Zwillinge mit gleichem Erbmaterial üben Faszination auf ihre Umgebung aus (von Schlieben-Troschke, 1981, S. 78).

3.3 Zwischen Individualität und Dualität

Die Persönlichkeitsentwicklung eines Zwilling weist im Vergleich zu einem Nichtzwillings charakteristische Merkmale auf. Verglichen mit einzeln geborenen Kindern gibt es im Allgemeinen eine Verzögerung der Ichfindung. Besonders bei eineiigen Zwillingen kommt es teilweise zu Verwechslungen zwischen dem Zwilling und dem eigenen Ich. Dies zeigt auch, dass Zwillinge ihre Gefühle gegenseitig aufeinander übertragen können und wie sehr sie sich aneinander orientieren. Der Individuationsprozess erfolgt langsamer als bei allein geborenen Kindern und aus diesem Grund fällt es Zwillingen schwerer, ihre Wünsche und Meinungen unabhängig voneinander zu äußern. Sie ahmen nicht nur ihre Eltern nach, sondern auch den Partner in seinen Lauten und in seiner Gestik. Diese typische Identifikation wirkt sich auf die Persönlichkeitsentwicklung aus und die Fähigkeit zur Beziehungsgestaltung mit anderen Menschen wird dadurch beeinflusst (Fauland & Simbruner, 1988, S. 114).

Fauland und Simbruner (1988) schreiben, es sei möglich, dass Zwillinge sich später mit dem eigenen Namen bezeichnen, als andere Kinder. Somit können Verwechslungen des Namens mit dem anderen Zwilling auftreten oder das Spiegelbild des Partners wird für das eigene gehalten. Auch wenn ein Zwilling von sich alleine spricht, verwendet er dennoch häufig ‚wir‘ oder ‚uns‘ (S. 115).

Ein Ergebnis der groß angelegten Geschwister- und Zwillingsstudie in Braunschweig (2008, 107 untersuchte Familien, Watzlawik, 2008, S. 9) war jedoch, dass Zwillinge ähnlich schnell lernen ‚ich‘ und ‚mein‘ zu sagen wie andere Kinder. Die Forscher der Studie betonen auch, dass Zwillinge doch keinen einfacheren Zugang zu der Bezeichnung ‚wir‘ haben. Watzlawik (2008, zitiert nach Rauch 2009) fügt noch hinzu, dass ohne ein ‚ich‘ kein ‚wir‘ entstehen kann, dies sei auch nicht bei eineiigen Zwillingen anders (Rauch, 2009).

Besonderheiten bei der Sprachentwicklung genetisch identischer Zwillinge gäbe es dennoch. Diese könne sich in einer eigenen Geheimsprache (auch bei Geschwistern möglich, siehe 2.3) oder einem Doppelnamen für sich als Zwillingspaar äußern (z.B. werde aus Kathrin und Christina ‚Kaki‘) (edg.).

Die Paaridentität ist vor allem in der Zwillingsbeziehung von großer Bedeutung, jedoch nicht ausschließlich auf sie begrenzt. Auch Geschwister die einen sehr geringen Altersabstand aufweisen, sind Zwillingen sehr ähnlich, da sie eine ähnlich enge Verbundenheit aufweisen (von Schlieben-Troschke, 1981, S. 70). Wenn ein Mangel an emotionalen Kontakten besteht, wird der Zusammenhalt der Zwillingspartner verstärkt. Dies hat zur Folge, dass sie eine Paaridentität ausbilden, auf die differenzierende Kräfte wenig Einfluss haben und somit nicht ausreichend auf den einzelnen Zwilling wirken können. Eine starke Ausbildung paarorientierter Erziehung wird zu einer symbiotischen Beziehung der Partner, die eine Entwicklungsbehinderung darstellt, da der eine Zwilling den anderen hemmt. Diese bestimmte Art der Beziehung ist z.B. gekennzeichnet durch fehlende Interessenunterschiede, gegenseitige Identifikation oder dem Verlangen nach Konformität in Bezug auf

Geschmack und Fähigkeiten. Dies hat zur Folge, dass die Partner untereinander einen Mangel an Konfliktbewältigung aufweisen (Fauland und Simbruner, 1988, S. 115).

Die Sonderstellung als Zwilling ist allen Zwillingspaaren schon frühzeitig bewusst, wird aber von Kind zu Kind anders erfahren. Es werden Vorteile gesehen wie z.B., dass Zwillinge häufig im Mittelpunkt stehen oder selten alleine sind. Negative Seiten des Zwillingsdaseins bilden beispielweise das Vertauschtwerden. Eine zentrale Lebensthematik des Zwillinges ist die Ablösung vom Partner. Diese entsteht vor allem durch den gesellschaftlichen Druck, von Kindheit an „gleichsam ein Doppelwesen mit Paarseele zu sein“ (Fauland & Simbruner, 1988, S. 115).

Die Befriedung der Paarbeziehung tritt nur ein, wenn beide Zwillinge ihre eigene Identität entwickeln können. Hierbei ist es von besonderer Bedeutung, dass die Zwillinge sich nicht ausschließlich über ihre Paaridentität identifizieren, sondern sich selbst als Individuum mit eigenen Wünschen und Bedürfnissen wahrnehmen. Besonders bei eineiigen Zwillingen stellt dies eine Herausforderung dar, da sie über ähnliche bzw. gleiche Grundlangen in der Genetik verfügen. Die Förderung der Unterschiede durch die Eltern kann in diesem Zusammenhang die individuelle Entwicklung der Kinder fördern (edg.). Auch Kasten (2008, zitiert nach Le Ker, 2009) bestätigt, dass die individuelle Entwicklung vor allem vom elterlichen Verhalten abhängt.

Neben den angleichenden Tendenzen, bestehen jedoch auch differenzierende. Diese werden in vielen Fällen durch Unterschiede in den sozialen Rollen deutlich. Auch wenn anfangs eine symbiotische Beziehung zwischen den Partnern besteht, kommt es zur Entwicklung einer Rangordnung und evtl. zu Funktionsteilungen. Diese werden in Studien von z.B. Tienari (1966, zitiert nach Fauland & Simbruner, 1988, S. 116) mit den Bezeichnungen ‚Innenminister‘ und ‚Außenminister‘ benannt. Der ‚Innenminister‘ in der Paarbeziehung sorgt sich eher um die Beziehungen zueinander, wohingegen der ‚Außenminister‘ die extrovertierte Rolle übernimmt, als Sprecher für beide fungiert und die Kontaktaufnahme zur Umwelt aufnimmt. Dabei fällt es

dem Zwilling in der letzteren Rolle einfacher, sich aus der Paarbeziehung zu lösen und schneller selbstständig zu werden (edg.).

Auch die Eltern sind wie bereits angesprochen an der Rollendifferenzierung in der Zwillingspartnerschaft beteiligt. Die vermehrte Zuwendung zu einem Zwilling fördert die Entwicklung von Dominanzverhältnissen. Welcher Zwilling die Rolle der Führungsposition in der Zwillingspartnerschaft ausführt, kann sich im Laufe der Zeit ändern. Der Wunsch nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit obwohl noch keine Loslösung vom Zwilling erfolgte kann Ängste hervorrufen, ohne den Partner nicht vollkommen zu sein (Fauland & Simbruner, 1988, S. 116; von Schlieben-Troschke, 1981, S. 93 ff.).

Das Verhältnis zwischen den Zwillingen kann ganz individuell sein und wird auch durch den Grad der Verbundenheit bestimmt. Gegensätze bei Zwillingen mit enger Verbundenheit müssen nicht zu Konflikten führen sondern können als Ergänzung in der Zweierbeziehung gesehen werden. Auch geringe Verbundenheit schafft nicht unbedingt Auseinandersetzungen. Dies ist häufig der Fall, wenn Zwillinge wenige Gemeinsamkeiten haben und ein eher gleichgültiges Verhältnis zwischen Ihnen besteht. Rivalität und Eifersucht bestimmen die Beziehung, wenn beide Partner nach Überlegenheit streben und ihre Unterschiede gegeneinander ausspielen. Zwischen diesen Möglichkeiten sind fließende Übergänge vorhanden und es bestehen viele weitere Konstellationen dazwischen (Fauland & Simbruner, 1988, S. 116 ff.).

Es stellt sich folglich die Frage, ob man Zwillinge in Kita und Schule trennen sollte, um ihre Identität zu fördern.

Mit diesem Thema beschäftigte sich u.a. Meike Watzlawik (2008) und betrieb Forschung zu diesem Thema.

Bislang existiert noch keine einzige Studie, die den gewünschten Effekt einer Trennung der Kinder belegen konnte. Da die erforschten Gruppen relativ klein sind, sind die Ergebnisse mit Vorsicht zu betrachten. Sie geben aber keinen Hinweis auf einen positiven oder negativen Effekt auf die Identität.

tätsbildung durch die Trennung von Zwillingen im Kinder- oder Jugendalter (in Kita und Schule) (S. 96).

Eine Ausnahme in der Untersuchung bilden die eineiigen Zwillinge. Sie beschäftigen sich vermehrt mit ihrem Partner, wenn er in derselben Gruppe ist (Kitagruppe, Klasse) (Watzlawik, 2008, S. 96).

Es gibt 2009 drei internationale Studien, welche die Folgen der Trennung von Zwillingen untersuchen. Positive Effekte stellten sich nur bei Pärchenzwillingen in höheren Klassen heraus, indem ihre Sprachleistungen sich verbesserten. Bei jüngeren Kindern jedoch und besonders bei eineiigen Zwillingen verschlechterten sich die Leistungen. Dies könnte laut Watzlawik (2008, zitiert nach Rauch, 2009) an der durch die Trennung verursachten verlorenen Sicherheit liegen. Einzel geborene Kinder nutzen häufig Kuscheltiere zum Trost wenn sie sich einsam fühlen und somit als Übergangsobjekt in neuen, ungewohnten Situationen. Zwillinge hingegen benutzen sich gegenseitig als diese Art von Objekt und besitzen dadurch laut einer Untersuchung entsprechend weniger Kuscheltiere (Rauch, 2009). Kasten (2008, zitiert nach Le Ker 2011) sagt, dass es Hinweise gäbe, mit einer Trennung bis zum zweiten Lebensjahr zu warten.

3.4 Besonderheiten in der Zwillingsbeziehung

Das die Zwillingsbeziehung anders als eine Beziehung zu nicht gleichaltrigen Geschwistern sein kann bzw. ist, sollte bereits in den vorherigen Punkten deutlich geworden sein.

„Zwillinge unterscheiden sich von anderen Geschwistern durch ein intensiveres Zusammengehörigkeitsgefühl [...] sowie durch eine größere Ähnlichkeit ihres Verhaltens [...]“ (Friedrich, 1983, S. 112). Das konforme Verhalten und der stärkere Zusammenhalt wird von Zwillingen viel mehr erwartet, als von Einzelkindern (Friedrich, 1983, S. 112, von Schlieben-Troschke, 1981, S. 78).

Dies ist (wie bereits in 3.2 belegt) die Folge aus dem Zusammenleben in der frühen Kindheit unter relativ gleichen Umweltbedingungen und aus der „auf Konformität gerichteten Erziehung durch die Eltern und andere Kontaktpartner“. (Friedrich, 1983, S. 112). Friedrich (1983) vermutet keine Ursache in den Erbanlagen, da Zwillingsmädchen ein intensiveres Zusammengehörigkeitsgefühl ausleben als Jungen (S. 114).

Während der Auseinandersetzung mit der weiteren Fachliteratur wurde deutlich, dass es einen Unterschied zwischen den Bindungen von verschiedenen Zwillingskonstellationen gibt. Dazu gehören neben den unterschiedlichen Geschlechtskonstellationen vor allem Ungleichheiten in der Beziehung von ein- und zweieiigen Zwillingen.

Eineiige Zwillinge

Demnach geben Fauland und Simbruner (1988) an „...,daß die Bindung eineiiger Zwillinge die naheste und beständigste aller menschlichen Beziehungen darstellt“ (S. 12). Dies konnte durch eine „eindrucksvolle Reihe klinischer und biographischer Daten“ (S. 12) bewiesen werden. Obwohl eine räumliche Trennung besteht, spüren eineiige Zwillinge häufig, wenn ihr Partner krank ist. Es kommt vor, dass das Zwillingspaar sogar zum gleichen Zeitpunkt an derselben Krankheit leidet. Auch eine Trennung von der Mutter halten eineiige Zwillinge durch ihren Zusammenschluss besser aus als einzelne Kinder. Wenn ein Zwillingspartner aus der Zweiergemeinschaft ausscheidet, kann daraus eine tiefgreifende Störung resultieren, welche die vitalen Bedürfnisse beeinflussen kann und zu schwerwiegenden Problemen führt (Fauland & Simbruner, 1988, S. 12 ff.).

Festigende und Gruppenbindende Kräfte überwiegen bei eineiigen Zwillingen. Sie empfinden häufig eine starke Anziehungskraft zu ihrem Partner. Die Ursache dafür liegt wahrscheinlich darin, dass sie viel Zeit, ähnliche Interessen und Fähigkeiten teilen. Damit die Zwillingsseinheit bestehen bleibt, wird jeder äußere Einfluss abgewiesen oder gleichmäßig aufeinander verteilt. Es besteht die Tendenz, gleiche Angewohnheiten und Einstellungen zu

entwickeln und einheitliche Kleidung zu tragen. Dies kennzeichnet die Struktur in der Paarbeziehung eineriger Zwillinge (edg.).

Im Gegensatz dazu schreibt Friedrich (1938), dass die Konformität eineriger Zwillingsmädchen nicht genetisch oder durch die gemeinsam verbrachte Zeit bedingt sei. Er vermutet, wie auch u.a. von Schlieben-Troschke (1981), dass dieses Verhalten die Folge der Erziehung und der Umwelt sei (S. 114) und nennt somit einen anderen Erklärungsansatz. Von Schlieben-Troschke (1981) fasst die Aussagen beider Autoren (teilweise) zusammen:

Trotz [...] Gegensätzlichkeiten [...] kommt [...] die Stereotypisierung der Zwillinge durch die Umwelt zum Tragen, so daß als Folge davon nicht mehr das Individuum, sondern die aus dem Zwillingspaar geformte Einheit sich der Umwelt gegenüber verhält und [...] differenzierende Kräfte nicht mehr in ausreichendem Maße auf die Partner einwirken können oder aus Angst vor Differenzierung die Flucht in eine sehr enge Bindung angetreten wird; ein Phänomen, welches fast ausschließlich bei EZ zu beobachten ist. (S. 77)

So beschreibt sie das Phänomen der Zwillingseinheit, welches auch Fauland und Simbruner (1988) beobachteten, bestätigt aber Friedrichs (1983) Aussagen für die Ursache dieses Verhaltens.

Untersuchungen (z.B. von von Bracken, 1933, zitiert nach Schlieben-Troschke, 1981, S. 80) haben ergeben, dass Eineiige Zwillinge mehr Zeit miteinander verbringen, als Zweieiige Zwillinge. Diese Aussage stützt wiederum auch die Vermutung von Fauland und Simbruner (1988).

Trotz der vielen Ähnlichkeiten zwischen einerigen Zwillingen sollte deutlich sein, dass sie zwei unterschiedliche Personen sind und sich einerige Zwillinge in vielen Aspekten voneinander unterscheiden können, wie z.B. in ihrer Handschrift, im Bereich der Emotionen oder in der Ausprägung ihrer Ängstlichkeit (von Schlieben-Troschke, 1981, S. 80).

Zweieiige Zwillinge

Im Gegensatz dazu stehen die zweieiigen Zwillinge, welche eher die Unterschiede betonen. Sie haben vergleichbare Umweltbedingungen, es besteht

eine zeitliche sowie räumliche Nähe und ein ähnliches Entwicklungsalter. Im Vergleich zu eineiigen Zwillingspaaren haben sie eine schwächere Verbundenheit. Diese resultiert vermutlich daraus, dass zweieiige Zwillinge nach außen eher als Individuen auftreten möchten, anstatt als Paar wahrgenommen zu werden. Dadurch kann ein Wettbewerbscharakter zwischen den Geschwistern entstehen und ein Streben nach Überordnung sowie Kämpfe um den höheren Rang bedingt werden. Die Ausprägung der Verbindung als Paar unterliegt verschiedenen Entwicklungsstadien. Eine häufig sehr enge Verbundenheit besteht in der frühen Kindheit. Danach ist es möglich, dass eine Auseinanderentwicklung einsetzt, da durch verschiedene Erbanlagen auch unterschiedliche Interessen, Fähigkeiten und Einstellungen kollidieren und dies so zu Aggressionsneigungen und Konflikten führen kann. Ob positive oder negative Gefühle in einer Zwillingspartnerschaft dominieren, ist vermutlich von der Intensität der Paarbeziehung bestimmt. Durch die eher individuellere Zuwendung der Eltern zu ihren zweieiigen Zwillingen kommt es zu einer Förderung der selbstständigeren Entwicklung des einzelnen. (Fauland & Simbruner, 1988, S. 15 ff.).

Aufgrund von Untersuchungsergebnissen lässt sich laut Fauland und Simbruner (1988) eine Rangfolge am Grad der Verbundenheit von Zwillingen festlegen. Demnach weisen eineiige Zwillingsmädchen die stärkste Verbundenheit auf, es folgen eineiige Zwillingssjungen, Pärchenzwillinge (Junge und Mädchen), welche immer zweieiig sind und an letzter Stelle die zweieiigen Zwillinge des gleichen Geschlechts. Die ausgeprägte Bindung bei Zwillingssärgen resultiert aus der häufig auftretenden Aufgabenverteilung zwischen dem Paar (S. 17). Friedrich (1983) fügt noch hinzu, dass sich zweieiige Zwillinge weniger unterstützen als eineiige und Jungen weniger als Mädchen (S. 115). Natürlich muss immer wieder betont werden, dass dies statistische Angaben sind und Abweichungen immer vorkommen können und individuelle Betrachtungsweisen notwendig sind.

Die lebenslange Beziehung weist sogar Besonderheiten in der Selbstmordrate auf. Somit ergab eine statistische Auswertung aus 2003, dass Zwillinge auffallend weniger Selbstmorde begehen als Einlinge. Dies sei auf ihre star-

ke Bindung zueinander zurück zu führen sagt die Leiterin der Studie Cecilia Tomassini (2003, zitiert nach Rauch, 2009).

4 Ergebnisse

Es ist deutlich geworden, dass meine gewählte Forschungsfrage eine hohe Komplexität aufweist, da bereits das Thema Resilienz sehr breit gefächert ist. Ob ein Kind resilient ist, hängt von sehr vielen Einflussfaktoren ab. Eine wichtige Einflussgröße sind Beziehungen und Bindungen. Auch wenn die Bindung zur Mutter von höchster Intimität geprägt ist, immer wieder im Vordergrund steht und bis jetzt die am besten erforschteste darstellt, können auch Beziehungen zu Geschwistern protektiv wirken. Diese Art von Beziehung ist immerhin die längste des Lebens.

In meiner Arbeit habe ich hauptsächlich darauf konzentriert, dass sich positive Geschwisterbeziehungen förderlich auf das Resilienzverhalten auswirken können. Natürlich kann diese Beziehung, wie auch die zu Gleichaltrigen, negativ ausfallen und somit eher belasten. Dies kann vermutlich auch bei Zwillingen der Fall sein. Auch wenn die Verbundenheit von bestimmten Zwillingskonstellationen ähnlich der von Geschwistern mit geringem Altersabstand ist denke ich, dass es dennoch Besonderheiten gibt.

Zwillinge teilen sich bereits im Mutterleib Platz und Nahrung mit dem Partner. Später konkurrieren sie um die elterliche Fürsorge und Liebe und sind für den jeweils anderen eines der ersten Libido-Objekte, stehen sich gegenseitig fast immer zur Verfügung und somit häufiger als Mutter und Vater. Wie sich die Beziehung von Zwillingen und sicherlich auch von anderen Geschwistern gestaltet, hängt auch vom Verhalten der Eltern und den Umwelteinflüssen ab. Zwillinge (insbesondere eineiige) üben Faszination auf ihre Umwelt aus und von ihnen wird Konformität erwartet. Ob in Bezug auf das Zwillingsverhalten neben der Umwelt auch die Gene eine Rolle spielen, ist nicht eindeutig geklärt. Ich vermute, dass beide Aspekte berechtigt sind. Da eineiige Zwillinge (aber vor allem Zwillingsmädchen, siehe Friedrich, 1983, S.112) eine noch intensivere Bindung aufweisen, könnten aus gleichem Erbgut ähnliche Interessen entstehen, die zu gleichen Hobbys führen und z.B. dem selben Kleidungsstil, der von Eltern und Umwelt als selbstverständlich betrachtet und damit evtl. gefördert wird.

5 Fazit

Da deutlich wurde, dass Zwillinge in vielen Fällen eine besondere Bindung haben, ließ sich ein Teil meiner Hypothese, dass Zwillinge eine besondere, enge Bindung zueinander haben bestätigen. Das Zusammengehörigkeitsgefühl unter einerigen Zwillingen scheint besonders groß. Da aber so viele Aspekte sowohl protektiv als auch risikoerhöhend auf einen Menschen wirken können, kommt es immer wieder auf den Einzelfall und somit eine individuelle Betrachtung an. Es kann demnach nicht davon ausgegangen werden, dass Zwillinge aufgrund ihrer besonderen Bindung in (fast) jedem Fall resilenter sind, als andere Kinder. Ebenso denke ich, dass eine positiv ausgerichtete Geschwisterbeziehung oder eine sehr enge, prosozial ausgerichtete Peerbeziehung ebenso protektiv wirken könnte wie eine beispielsweise eine Zwillingsbeziehung, die von nicht einer so starken Intimität geprägt ist.

Da auch kindbezogene Faktoren (z.B. hohe Impulskontrolle) und Resilienzfaktoren (z.B. positives Selbstwertgefühl) bestehen, die einen sehr nennenswerten Einfluss aufs Resilienzverhalten haben, ich aber aufgrund des Zeit- und Umfangmangels im Rahmen dieser Arbeit nicht bearbeiten konnte, weise ich an dieser Stelle erneut darauf hin, dass jedes Kind individuell ist und auch mit Stresssituationen anders umgeht.

Um der Beantwortung der Forschungsfrage näher zu kommen, bedarf es mehr Untersuchungen in diesem Feld. Die Zwillingsforschung beschäftigt sich in weiten Teilen mit der Anlage-Umwelt-Debatte oder mit der Identitätsentwicklung von Zwillingen. Eine Forschungsarbeit zu meinem Thema konnte ich nicht finden. Gerne hätte ich noch mehr Punkte bearbeitet, wie z.B. wie sich die Geschwister von Zwillingen fühlen, wie sich die Geburt von Zwillingen allgemein auf das Familienleben auswirkt oder welche Grundlagen es bei der Zwillingsmethodik gibt. Ob diese Aspekte zur Beantwortung meiner Forschungsfrage beigetragen hätten, kann ich nur vermuten. Sicherlich hätte sie dabei geholfen, ein noch breiteres Bild zu zeichnen und Ableitungen auf das Resilienzverhalten im weitesten Sinne zugelassen. Dennoch gehe ich davon aus, dass ich mit dieser Arbeit einen Einblick in ein breites, sehr interessantes Feld geben konnte, welches in Zukunft mehr Forschung bedarf.

Trotzdem diese Arbeit keine eigene Forschung enthält und nur einen minimalen Beitrag zur Wissenschaft bietet, möchte ich sie mit den Worten von Spitz (2000) beenden und weiter zur Erforschung meiner Frage anregen:

Doch bis zum Ziel einer Erforschung der Naturgeschichte des Menschen ist der Weg noch weit. Wenn ich mehr Fragen unbeantwortet lasse, als mit klaren, eindeutigen Antworten aufzuwarten, so habe ich meine Aufgabe erfüllt, denn das Leben ist kurz und die Wissenschaft ist lang. (S.174)

Literaturverzeichnis

- Asendorpf, J., & Banse, R. (2000). *Psychologie der Beziehung*. Bern: Verlag Hans Huber.
- Bender, D., & Lösel, F. (1997). Protective and risk effects of peer relations and social support on antisocial behaviour in adolescents from multi-problem milieus. *Journal of Adolescence*, S. 661-678.
- Berndt, C. (2013). *Resilienz, Das Geheimnis der psychischen Widerstandskraft*. München: dtv Verlagsgesellschaft.
- Bollmer, J. M., Milich, R., Harris, M. J., & Maras, M. (2005). A friend in need: the role of friendship quality as a protective factor in peer victimization and bullying. *Journal of Interpersonal Violence*, S. 701-712.
- Brock, I. (2010). *Mehrkindfamilien im Kontext unterschiedlicher Kinderbetreuungsarrangements, Eine Studie zur Familien- und Geschwisterdynamik*. Heidelberg: Carl-Auer-Verlag.
- Bullinger, M. (17. Mai 2010). Die Unterschätzte Belastung. (M. Kuckuk, Interviewer)
- Bundesamt, Statistisches. (12. Januar 2016). Abgerufen am 05. April 2016 von destatis: https://www.destatis.de/DE/PresseService/Presse/Pressemitteilungen/zdw/2016/PD16_02_p002.html;jsessionid=9B83A077770773900330BE14BE0FE0BD.cae3
- BZGA, Bengel, J., Meinders-Lücking, F., & Rottmann, N. (2009). *Schutzfaktoren bei Kindern und Jugendlichen- Stand der Forschung zu psychosozialen Schutzfaktoren für Gesundheit*. Köln: Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung.
- Duden. (kein Datum). *duden.de*. Abgerufen am 9. Juni 2016 von <http://www.duden.de/rechtschreibung/Ontogenese>
- Duden. (kein Datum). *duden.de*. Abgerufen am 7. Juni 2016 von <http://www.duden.de/rechtschreibung/pathogen>
- Fauland, C., & Simbruner, G. (1988). *Zwillinge Glückskinder? Sorgenkinder?* Wien: Österreichischer Bundesverlag Gesellschaft m.b.H.
- Friedrich, H. (2003). *Beziehungen zu Kindern gestalten*. Weinheim, Basel, Berlin: Beltz-Verlag.
- Friedrich, W. (1983). *Zwillinge, Wissenswertes über Zwillinge aus Forschung und Alltag*. Berlin: Deutscher Verlag der Wissenschaften.
- Grossmann, K., & Grossmann, K. E. (2004). *Bindungen- Das Gefüge psychischer Sicherheit*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Herrenkohl, T. I., Tajima, E. A., Whitney, S. D., & Huang, B. (2005). Protection against antisocial behavior in children exposed to physically abusive discipline. *Journal of Adolescent Health*, S. 457-465.
- Holtmann, M. & Schmidt, M. (2004). Resilienz im Kindes- und Jugendalter. *Kindheit und Entwicklung* 13, 195-200.
- Hungerland, B. (2002). Wie viel Zeit für's Kind? Zur gesellschaftlichen Produktion generationaler Ordnung durch elterliche Zeitinvestition. *Dissertation*. Uni Wuppertal.
- Le Ker, H. (29. Dezember 2011). *spiegel*. Abgerufen am 15. April 2016 von <http://www.spiegel.de/gesundheit/schwangerschaft/kuschelnde-zwillinge-unzertrennlich-im-waschbecken-a-934185.html>
- Fröhlich-Gildhoff, K., & Rönnau-Böse, M. (2014). *Resilienz*. München: Ernst Reinhardt Verlag.
- Kirchgeorg, M. (kein Datum). *Springer Gabler*. Abgerufen am 10. Juli 2016 von <http://www.wirtschaftslexikon.Gabler.de/Definition/peer-group.html#definition>

- Klosinski, G. (25. Mai 2006). Ablösungsprozesse und Bindungs-Bedürfnisse in der Pubertät. *Vortrag, gehalten am*. auf dem 5. Internationalen Kongress für Psychotherapie und Seelsorge in Marburg. Abgerufen unter:
<http://www.akademieips.de/download/954-Klosinski-Abloesungsprozesse%20und%20Bindungs-Beduerfnisse%20in%20der%20Pubertaet.doc>.
- Laucht, M., Schmidt, M. & Esser, G. (2003). Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. *Frühförderung interdisziplinär*, S.97-108.
- Lehmann, C. (kein Datum). *christianlehmann.eu*. Abgerufen am 9. Juni 2016 von <http://www.christianlehmann.eu/termini/index.html?http://www.christianlehmann.eu/termini/onto&phylogene.html>
- Lehmkuhl, U. (1995). Die Bedeutung der Geschwisterkonstellation aus psychotherapeutischer Sicht. *Zeitschrift für Individualpsychologie*, S. 195-207.
- Lotze, R. (1937). *Zwillinge*. Oehringen: Verlag Hohenlohesche Buchhandlung Ferd. Rau.
- Matějček, Z. (2003). Schutzfaktoren in der psychosozialen Entwicklung ehemaliger Heim- und Pflegekinder. In K. Brisch, & T. (Hellbrügge, *Bindung und Trauma. Risiken und Schutzfaktoren für die Entwicklung von Kindern* (S. 72-83)). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Musiol, M. (2012). *Betreuung, Bildung und Erziehung als zentrale Begriffe der Pädagogik und wie sie im pädagogischen Alltag zur Wirkung kommen*.
- Opp, G., & Unger, N. (2006). *Kinder stärken Kinder, Positive Peer Culture in der Praxis*. Hamburg: edition Körber-Stiftung.
- Petermann, Kusch, & Niebank. (1998). *Entwicklungspsychopathologie Ein Lehrbuch*. Weinheim: Psychologie Verlags Union.
- Pilz, G. (2000). *spektrum.de*. Abgerufen am 9. Juni 2016 von <http://www.spektrum.de/lexikon/psychologie/ethologie/4470>
- Rauch, J. (2009). *bild-der-wissenschaft*. Abgerufen am 15. April 2016 von http://www.bild-der-wissenschaft.de/bdw/bdwlive/heftarchiv/index2.php?object_id=31893771
- Remschmidt, H. (1988). *Risikofaktoren, protektive Faktoren und Prävention*. Berlin: Springer.
- Sanders, R. (2004). *Sibling Relationships. Theory and Issues for Practice*. New York: Palgrave.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (1999). Zur Wirkungsweise von Risiko- und Schutzfaktoren in der Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. *Kindheit und Entwicklung 8 (1)*, S. 3-14.
- Scheithauer, H., Petermann, F., Niebank, K. (2000). Frühkindliche Entwicklung und Entwicklungsrisiken. In F. N. Petermann, *Risiken in der frühkindlichen Entwicklung: Entwicklungspathologie der ersten Lebensjahre* (S. 15-38). Göttingen: Hogrefe.
- Scheithauer, H. & Petermann, F. (2002). Prädiktion aggressiv/ dissozialen Verhaltens: Entwicklungsmodelle, Risikobedingungen und Multiple-Gating-Screening. *Zeitschrift für Gesundheitspsychologie*, S. 134.
- Schneewind, K. (1999). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Seiffge-Krenke, I. (2001). Geschwisterbeziehungen zwischen Individuation und Verbundenheit: Versuch einer Konzeptionalisierung. In *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie* (S. 421-439).
- Selye, H. (1936). *A syndrome produced by diverse nocuous agents*.
- Sitzler. (2014). *Geschwister, Die längste Beziehung des Lebens*. Stuttgart: Klett-Cotta.

- Spitz, R. A. (2000). *Angeboren oder erworben? Die Zwillinge Cathy und Rosy- eine Naturgeschichte der menschlichen Persönlichkeit und ihrer Entwicklung*. Weinheim und Basel: BELTZ.
- Teubner, M. (2005). Brüderchen komm tanz mit mir...Geschwister als Entwicklungsressource für Kinder? *C. Alt, Kinderleben - Aufwachsen zwischen Familie, Freunden und Institutionen*, S. 63-98.
- Textor, M. (kein Datum). *Das Kita-Handbuch*. Abgerufen am 16. Juni 2016 von Kindergartenpaedagogik: <http://www.kindergartenpaedagogik.de/145.html>
- Vollmer, K. (2012). *Fachwörterbuch für Erzieherinnen und pädagogische Fachkräfte*. Freiburg: Herder Verlag.
- von Schlieben-Troschke, K. (1981). *Psychologie der Zwillingspersönlichkeit*. Köln: Pahl-Rugenstein Verlag.
- Watzlawik, M. (2008). *Sind Zwillinge wirklich anders? Geschwister in der Pubertät*. Marburg: Tectum Verlag.
- Wustmann, C. (2011). *Resilienz Widerstandsfähigkeit von Kindern in Kindertageseinrichtungen fördern*. Berlin: Cornelsen Verlag.

Eidestattliche Erklärung

Ich versichere hiermit an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig und ausschließlich unter Nutzung der verzeichneten Quellen angefertigt und die angegebenen Hilfsmittel benutzt habe. Alle Quellen, die ich wörtlich oder sinnhaft entnommen habe, wurden durch mich im Text kenntlich gemacht und verweisen auf die im entsprechenden Verzeichnis notierten Literaturangaben und Quellen.

Neubrandenburg, den 15.07.2016 (Unterschrift)